Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Vierundsechzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1833.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Körperschaften, Familien und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkür ersonnenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, Familien, einzelne Personen ꝛc. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Besitz eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Ueber ihre Entstehung s. Heraldik. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedener Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das Feld, dessen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf welchem das unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind 7 Farben dafür angenommen, die, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, auf folgende Weise angedeutet werden: Gold durch Punkte, Silber durch weißen Grund, roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün durch schräge, nach der rechten Seite, und purpurrothe durch schräge, nach der linken Seite des Beschauers herumlaufende, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Diejenige Seite des Wappens, welche der rechten Seite des Beschauers gegenüber steht, heißt die linke, und die, welche der linken des Beschauers gegenüber steht, die rechte Seite des Wappens. Die Wappenschilde kamen erst im Anfange des 13. Jahrh. auf. Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen bei kaiserl. und königl., gräfl. und freiherrl., die Hüte und Mützen bei fürstl. Häusern, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und

Aebten, und die Helme bei dem Adel. Die Kronen sind sehr verschiedener Art, wie denn auch überhaupt bei der Bildung und Zusammensetzung derselben von jeher viel Willkür geherrscht hat, und noch herrscht. Die Helme sind entweder geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Auf den Helmen werden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Verzierung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldachine (franz. Pavillon), die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig, Wappenherold, ein Beamter, der die Wappenkunde verstehen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den üblichen Gesetzen oder Gewohnheiten anordneten; auch hatten sie dabei das Geschäft, die Wappen der Ritter zu untersuchen, und ihre Turnierfähigkeit darnach zu beurtheilen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welche das Wappen ihres Fürsten gestickt war (Wappenröcke).

Warburton (William), theologischer Schriftsteller, geb. 1698 zu Newark in der engl. Grafschaft Nottingham, starb den 7. Jun. 1779. Seine Werke sind 1789 in 8 Bdn. 4. erschienen.

Wardein (auch Guardein), ein Beamter, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwardein, bei der Münze Münzwardein. Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niedersächs. üblichen Worte, Warden, Wardiren, her, das so viel bedeutet als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle untersuchen, probiren, würdigen. Die Schreibart Wardein ist daher richtiger als die sonst gewöhnliche Guar-

dein, bei welcher man das Wort a. d. Italien., von guardare, Acht geben, herleitete.

Warmbrunn, auch Warmbad genannt, ein Badeort im schlesischen Gebirge, eine Stunde von Hirschberg, 1077 F. über der Meeresfläche. Der Flecken selbst enthält etwa 300 H. mit 1900 E., ist gut gebaut, und nährt sich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, der Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafgotsch, als Herren des Ortes, kommt. Seinen Ursprung verdankt Warmbrunn den warmen Quellen. Diese sollen schon im 12. Jahrh. entdeckt worden sein; spätestens ist dies 1295 unter Herzog Boleslaus Crispus geschehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthardt v. Schafgotsch, der 1403 hier eine Propstei stiftete, derselben, weßhalb es das Propsteibad genannt wird. Außer jenem ist noch das gräfliche oder Schafgotsch'sche Bad vorhanden. Beide sind gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle gehört zu den alkalischen Schwefelquellen; sie sammelt ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, in angemessener Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehrere Zimmer um den Badesaal her angebracht. Seit 1771 trinkt man auch Brunnen, jetzt in den Morgenstunden bis 6 Uhr. Im gräflichen Bade wird auch das Wasser zum Wannenbade gewärmt. Nützlich ist das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verstopfungen im Unterleibe, Hautausschlägen, Urinbeschwerden, Bleikolik u. s. w. Zum Aufenthalt der Fremden sind gute Einrichtungen getroffen. Für 24 arme Kranke hat der Graf Schafgotsch 1820 ein treffl. Hospitium erbaut. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermsdorf, dem Kynast, dem Zackenfall u. s. w.

Wärme. Die Wärme spielt in der Natur eine ebenso wesentliche Rolle als das Licht, mit welchem sie auch einerseits nahe verwandt zu sein scheint, während sie andrerseits desto mehr von ihm verschieden ist. Wir nehmen die Wärme durch das Gefühl wahr, und erkennen ihre sonstigen empirischen (erfahrungsgemäßen) Eigenschaften an den Veränderungen, welche sie in den verschiedenen Körpern hervorbringt. Bei der Theorie der Wärme sind folgende Punkte wissenschaftlich zu erörtern: 1) Die Quellen der Wärme, d. h. die verschiedenen Arten, wie sie erregt oder hervorgerufen wird, welche theils natürliche theils künstliche sind. 2) Sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften oder (empirische) Natur der Wärme. 3) Gesetze der Fortpflanzung oder Verbreitung. 4) Der Unterschied zwischen gebundener und freier Wärme, Temperaturvertheilung. 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte, Aehnlichkeit und Unterschied beider. 6) Universelle Bedeutung oder philosophische Ansicht von der Natur der Wärme. — 1) Zu den Quellen der Wärme, Erregungs- und Erzeugungsarten, gehört vorzüglich die Sonne oder das Sonnenlicht, worin sich die Wechselwirkung zwischen der Sonne und den Planeten offenbart. (s. Licht.) Diese von der Sonne erzeugte Wärme muß zunächst von allen übrigen Wärmequellen, die ihre Stätte auf unserm Planeten haben, wohl unterschieden werden. Manche Naturforscher halten diese Entstehungsart der Wärme, und wahrscheinlich mit Recht, für die Urquelle, wodurch alle andre Quellen erst möglich werden. Wenigstens kann man die durch das Wechselspiel zwischen der Sonne und dem Planeten erzeugte Wärme durch die Benennung kosmische Wärme schicklich bezeichnen, zum Unterschied von derjenigen, die durch eigenthümliche Kräfte des Planeten erzeugt wird, welche dann planetarische oder tellurische Wärme heißen muß. Letztere entsteht unter anscheinend sehr verschiedenen Umständen: a) Durch Reiben, vorzüglich fester Kör-

per aneinander. So erhitzen und entzünden sich trockene Hölzer, wenn sie heftig aneinander gerieben werden, so verkohlt sich das Holz an der Oberfläche, wenn der Drechsler, beim schnellen Umdrehen des auf der Drehbank befestigten Holzes, ein Stück trockenes Holz (am besten Eichenholz) an die umlaufende Arbeit anhält, wodurch schwarze Ringe zur Verzierung entstehen; so entglühen beim Feueranschlagen abgeriebene Stahltheile, und erscheinen als Funken (s. Feuerzeug); so erhitzen sich die eisernen Zapfen der Mühlwellen in ihren Pfannen, wenn sie nicht fleißig mit Fett oder Oel bestrichen werden, und beim Kanonenbohren wird, selbst wenn es unter Wasser geschieht, sehr viel Wärme erzeugt. b) Durch Stoßen, Schlagen oder Zusammenpressen. So kann z. B. ein Stück Eisen durch starkes und schnelles Hämmern sehr erhitzt und endlich zum Glühen gebracht werden. Daher kann sich das Schießpulver beim Stampfen in der Pulvermühle leicht entzünden, wenn es nicht sorgfältig feucht erhalten wird, daher kann man durch schnelles Zusammendrücken der atmosphärischen Luft, mittelst einer kleinen Pumpe, Zunderschwamm entzünden. c) Durch chemische Veränderungen, durch Mischungen, wodurch während des Wechsels des Aggregatzustandes der Verbrennungsproceß angeregt wird. So erhitzt sich das Wasser plötzlich und unter heftigem Aufbrausen, wenn es mit Vitriolöl (concentrirter Schwefelsäure) vermischt wird, und Nelkenöl entzündet sich mit Flamme beim Zusammengießen mit rauchendem Salpetergeist. Sogar d) bei der bloßen Berührung mancher sehr entgegengesetzter Substanzen wird Wärme plötzlich hervorgerufen, wie bei der Berührung des Wasserstoffgases (als der leichtesten und brennbarsten Substanz) mit staubförmigem Platin (als dem schwersten Metall), wobei letzteres sogleich erglüht (eine sehr merkwürdige neue Entdeckung von Döbereiner). Endlich wird auch e) die tellurische Wärme auf organische Weise in den organischen Körpern, be-

sonders im Organismus der höhern Thiere und der Menschen, erzeugt, bei welcher Erzeugung der Proceß des Athmens vorzüglich wirksam zu sein scheint. Alle diese Quellen der tellurischen Wärme sind aber im Grunde nur scheinbar verschieden, und lassen sich auf eine Hauptquelle, auf den Verbrennungsproceß (Vorgang des Verbrennens) zurückführen, welcher mit der Elektricität in sehr enger Beziehung und Verwandtschaft steht. Von der nahen Verwandtschaft der Elektricität mit dem Verbrennen zeugt vorzüglich der elektrische Funke, in welchem sich die elektrische Spannung oder Polarität endigt; der Funke erscheint als Licht und Wärme zugleich, mithin als (elektrisches) Feuer, worin sich der Streit der entgegengesetzten elektrischen Pole oder Stoffe durch Vereinigung beider ausgleicht. Der elektrische Proceß endigt also bei seiner höchsten Steigerung in Verbrennung; denn bei allem Verbrennen erfolgt eine solche Ausgleichung entgegengesetzter Stoffe, und das Produkt dieser Ausgleichung ist ein Oxyd, d. h. ein mit Sauerstoff verbundener, zuvor brennbarer Körper, der durch diese Verbindung seiner Verbrennlichkeit beraubt ist und nun ein verbrannter Körper heißt. Bei der Verbrennung ist also der Sauerstoff im Gegensatz und Wechselwirkung mit verbrennlichen Stoffen, vorzüglich mit dem Wasserstoff, dem verbrennlichsten in der Natur. Eine Hauptbedingung des Verbrennens ist daher der Sauerstoff des atmosphärischen Gases (s. d. und Gasarten), und es ist begreiflich, daß die Verbrennung um so lebhafter erfolgen muß, je mehr Sauerstoff eine Gasart in seiner Mischung enthält, und daß mithin die Verbrennung im Sauerstoffgas die vollkommenste ist. Das Sauerstoffgas wird aber durch das Verbrennen zersetzt, weil sich der Sauerstoff mit dem brennenden Körper verbindet, und wenn dieses Gas als eine Verbindung des Sauerstoffs mit Wärmestoff betrachtet wird, so erhellt aus dieser Ansicht, daß durch die Zersetzung des Sauerstoffgases beim Verbrennen der Wärmestoff frei

werden muß, der nun einerseits sich dem Gefühl als Wärme, andrerseits dem Auge als Licht offenbart; denn Licht und Wärme müssen als zwei verschiedene Zustände einer Substanz betrachtet werden. Bei der Elektricität sind nun dieselben Stoffe thätig oder in Wechselwirkung begriffen, aber bei den geringern Graden dieses Processes kommt es noch zu keiner Zersetzung und neuen Verbindung der wechselwirkenden Kräfte und Stoffe; diese erfolgt erst, wenn der elektrische Proceß aufs höchste gesteigert ist, d. h. wenn er in Verbrennung ausschlägt. Die oben behauptete Einheit der genannten verschiedenen Quellen der tellurischen Wärme wird sich nun besser nachweisen lassen. Durch das Reiben werden die entgegengesetzten Kräfte der Körper erregt, ihre Polarität (polare Wechselwirkung) wird erhöht, und es entsteht zuerst Elektricität; durch heftiges Reiben wird letztere gesteigert, und wenn die Körper brennbar sind, so werden sie sich entzünden, d. h. der elektrische Proceß wird in Verbrennung übergehen. Die Flamme ist sonach eine elektrische Erscheinung, und sie kann als eine stetige (ununterbrochene) Folge elektrischer Funken betrachtet werden, wobei sich einerseits der brennbare Stoff des Körpers in Gas verwandelt, andrerseits das Sauerstoffgas der Luft in steter Zersetzung, und daher in fortwährender Wärme- und Lichtentwickelung begriffen ist. Bei schwer verbrennlichen Körpern (z. B. Eisen) entsteht durch das Reiben ein schwächerer Grad der Verbrennung, es erfolgt Wärme und endlich Glut (Glühen), mehr Wärme als Licht, wobei die Oberfläche des geriebenen Körpers (z. B. des Eisens oder sonstigen strengflüssigen Metalls) oxydirt oder verkohlt, d. h. mit Sauerstoff verbunden wird. Wenn nun auf diese Art die Wirkung des Reibens zur Erzeugung der Wärme oder des Feuers (Wärme in Verbindung mit Licht) begreiflich wird, so ist damit zugleich auch die Erzeugung der Wärme durch Schlagen oder Hämmern und durch Zusammenpressung erklärt. Denn

diese Verrichtungen oder Veränderungen sind ja im Grunde ebenfalls ein Reiben, indem beim Hämmern eines Metalls die Theile desselben gewaltsam verschoben werden und sich daher an einander reiben; Dasselbe findet begreiflicher Weise auch beim Zusammendrücken der Luft statt. Was nun die Wärmeerzeugung durch chemische Mischung betrifft, so weiß man, daß bei jeder chemischen Verbindung auch Zersetzungen (Trennungen) vorgehen, besonders in der dem chemischen Vorgange benachbarten atmosphärischen Luft, wobei also wieder das Sauerstoffgas die Hauptquelle der entstehenden Wärme ist. Da ferner bei allen chemischen Vorgängen der Sauerstoff mit seinem Gegensatz, dem Brennstoff, in mancherlei Gestalten im Wechselspiel begriffen ist, so läßt sich überhaupt der chemische Proceß, trotz seiner sehr mannigfaltigen Formen, einerseits auf eine Verbrennung (Oxydation), die im Wasser (im Flüssigen) vor sich geht, andrerseits auf Reduction (Desoxydation), d. h. auf Wiederherstellung verbrannter Materien in brennbaren Zustand, zurückführen. Daß endlich durch bloße Berührung sehr entgegengesetzter Substanzen das Verbrennen erregt, mithin Wärme hervorgebracht wird, ist auch nicht schwer zu begreifen, da der Grad der Erregung mit der Stärke des Gegensatzes in geradem Verhältniß stehen muß, und da überdies auch das Reiben nichts Andres als eine oft wiederholte, stets veränderte Berührung ist. Und somit wäre die obige Behauptung, daß alle Wärmeerzeugung (Wärmequellen) auf unserm Planeten sich im Verbrennungsprocesse vereinigen, hinlänglich nachgewiesen, wenn noch bemerkt wird, daß auch die organische Wärmeerzeugung auf einem Verbrennen beruht, auf dem Athmen nämlich, welcher ein organischer Verbrennungsproceß ist, indem durch diesen organischen Vorgang das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft zersetzt wird. — 2) Durch die Eigenschaften der Wärme, wenn man darauf achtet, lernt man ihre Natur kennen, insoweit

ſich dieſe Kenntniß auf Erfahrung gründet; denn in den Eigenſchaften eines Dinges, die es in der Wechſelbeziehung mit andern Dingen kundgibt, offenbart ſich eben ſeine Natur (ſein Weſen). Daher bezieht ſich alles Folgende nothwendig auf die Eigenſchaften oder die Natur der Wärme, und es kann unter dieſer Nummer nur von den Haupteigenſchaften die Rede ſein; es ſind folgende: a) Die Wärme durchdringt alle Körper, auch die dichteſten (die Metalle), wodurch ſie ſich von aller planetiſchen Materie, von allen irdiſchen Körpern unterſcheidet, welche im Gegentheil (auf mechaniſche Weiſe) undurchdringlich und daher auch nicht durchdringend ſind. Daher kann auch die Wärme nicht eingeſperrt und nicht gewogen werden, d. h. ſie gehört (in der Sprache der Chemiker) zu den unſperrbaren und unwägbaren Stoffen. b) Indem die (freie, fühlbare) Wärme die Körper durchdringt, werden dieſe dadurch in einen größern Raum, und zwar nach allen Dimenſionen oder Richtungen, ausgedehnt (ſie nehmen ein größeres Volumen an). Dieſe Eigenſchaft der Wärme, die Körper auszudehnen und dadurch ſpecifiſch leichter zu machen, iſt allgemein (bezieht ſich auf alle Körper), und Jeder kann ſich durch die tägliche Erfahrung davon überzeugen. Am meiſten wird aber die Luft und das Waſſer durch die Wärme ausgedehnt. Man nehme z. B. eine feſtverbundene Blaſe, die nur zum Theil mit Luft erfüllt iſt, und halte ſie über ein Kohlenfeuer, ſo wird ſie ſogleich aufſchwellen, ſtraff ausgeſpannt werden und auch wol zerplatzen, wenn die Hitze ſehr verſtärkt wird. Daher kommt es, daß die Luft am geheizten Orte beſtändig aufſteigt, wenn im Gegentheil im Winter beim Oeffnen eines Fenſters, einer Thür, die einſtrömende kalte Luft zu Boden ſinkt; denn die Kälte hat die entgegengeſetzte Eigenſchaft, die Körper zu verengern, zuſammenzuziehen (das Volumen zu vermindern). Auf jene Eigenſchaft der Wärme und dieſe entgegengeſetzte der Kälte (die keineswegs-

bloßer Mangel der Wärme ist) gründet sich das Thermometer (Wärmemesser) und Pyrometer (Hitzemesser, Feuermesser) (s. d.), wovon das erstere bekanntlich ein so wichtiges Werkzeug für die Meteorologie ist. Am auffallendsten ist aber die ungeheure Ausdehnung des Wassers, wenn es durch das Feuer in Dampf (s. d.) verwandelt wird. Eben diese Eigenschaft ist auch die Ursache des Weichwerdens der Körper in der Wärme, wie des Schmelzens bei höhern Wärmegraden, in welcher Hinsicht die Glut ihre Gewalt auf die härtesten Metalle ausübt. Daraus ersieht man, daß die ausdehnende Kraft der Wärme der Cohäsion (Kraft des Zusammenhanges der Theile) feindlich entgegenwirkt, die Banden der Starrheit zu lösen strebt. Körper, die mit der Luft viel Verwandtschaft haben (welches die leicht entzündlichen sind), werden aus gleicher Ursache verflüchtigt, d. h. durch die ausdehnende (lösende) Kraft der Wärme vergasigt (in Gas verwandelt). Die entgegengesetzte Eigenschaft, das Flüchtige, wo möglich zu sammeln, das Dünne zu verdichten, das Weiche zu verfesten, das Flüssige zu erstarren, hat bekanntlich die Kälte, die daher der Cohäsion (eine Eigenschaft der tellurischen Materie) günstig ist. — 3) Gesetze der Fortpflanzung der Wärme. Man nennt die Fortpflanzung der Wärme auch Mittheilung, Verbreitung und in gewisser Hinsicht Vertheilung, in andrer Hinsicht Leitung der Wärme. Wenn nämlich ein Körper erwärmt ist, so bleibt seine Wärme nicht unverändert, sie erhält sich nicht, ja keinen Augenblick in demselben Grade, sondern wird vermindert, sie geht in die angrenzenden Körper zum Theil über, sie pflanzt sich durch diese fort, der erwärmte Körper theilt seine Wärme den benachbarten Körpern mit, oder sie wird durch diese fortgeleitet. Bei diesem Fortleiten der Wärme darf man sich aber die Körper nicht bloß leidend, sondern vielmehr thätig vorstellen, und man spricht daher von einer wärmeleitenden Kraft der Körper. Hier zeigt sich nun bei

verschiedenen Körpern ein großer Unterschied, indem einige Körper die Wärme gut und daher schnell, andre schlecht, d. h. langsam, andre vielleicht gar nicht oder doch in höchst geringem Grade leiten. Die ersten heißen in dieser Beziehung gute Wärmeleiter, die andern schlechte und die letzten Nichtleiter der Wärme. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle, schlechte dagegen z. B. Glas, Steine, Ziegel- oder Backsteine (überhaupt gebrannter Thon), und es nimmt die Wärmeleitungskraft durch eine Reihe von Körpern, z. B. trockenes Holz, Kohle, Stroh, Federn, Haare, Wolle allmälig ab, bis auf die Gasarten, welche die besten Nichtleiter der Wärme sind. Vergleicht man die mineralischen Körper in dieser Hinsicht miteinander, so findet man daß die Leitungskraft nicht sowol mit der Dichtigkeit als vielmehr mit der Sprödigkeit in Beziehung steht, und mit letzterer zwar in umgekehrtem Verhältniß, d. h. je mehr in der Reihe der Körper die Sprödigkeit zunimmt, desto mehr vermindert sich die Leitungsfähigkeit. Letztere paart sich daher mit dem Gegentheil der Sprödigkeit, welche Dehnbarkeit oder Streckbarkeit heißt: eine Eigenschaft, die sich in hohem Grade bei den edeln Metallen (Gold, Silber, Platina) findet, welche eben auch die besten Wärmeleiter sind. Die Wärmeleitungskraft steht also mit der Dehnbarkeit in geradem, mit der Sprödigkeit in umgekehrtem Verhältniß. — Die Kenntniß der Gesetze der Wärmeleitung, wie überhaupt die Theorie der Wärme oder des Feuers, ist auch in technischer Hinsicht (in Betreff der künstlichen Benutzung dieser allgemeinen Naturkraft für das Leben) von großer Wichtigkeit. (s. Heizung.) — 4) Gebundene und freie Wärmetemperatur. Der Grad, in welchem ein Körper erwärmt ist, ohne Rücksicht auf die Quelle der Ursache seiner Erwärmung, heißt Temperatur, nach Einigen auch die thermometrische Wärme des Körpers, weil das Thermometer den Grad dieser freien Wärme anzeigt, indem sie ihm mitgetheilt wird. Durch die

Mittheilung oder Leitung der freien Wärme nach bestimmten Gesetzen ist ein Gleichgewicht der Temperatur bedingt, welches, so oft es auch gestört wird, sich immer wiederherzustellen im Begriff ist. Um aber Körpern von ungleichartiger Natur eine bestimmte Temperatur zu geben, dazu werden oft sehr verschiedene Quantitäten freier Wärme erfodert, und es sind dadurch bestimmte Gesetze der Vertheilung der Wärme gegeben, auf welche wir durch Folgendes aufmerksam machen. Wenn nämlich 2 gleichartige Körper von ungleichartiger Temperatur einander berühren oder miteinander gemengt werden, so vertheilt sich der Unterschied (Ueberschuß) freier Wärme, welchen der wärmere Körper enthält, unter beide nach dem Verhältniß ihrer Massen, die Wärme setzt sich unter beiden ins Gleichgewicht, sodaß sie nun beide gleiche Temperatur haben, und die neue Temperatur verhält sich wie die halbe Summe der Temperaturen der einzelnen Körper von ihrer Berührung oder Vermischung. Es werde z. B. 1 Pfund Wasser von 80° R. mit 1 Pf. Wasser von 10° R. gemengt, so wird die Temperatur der Mischung $\frac{80 + 10}{2} = 45°$ sein. Sind dagegen die Körper ungleichartig, so geschieht die Vertheilung der Wärme, hinsichtlich der entstehenden Temperatur bei der Mischung, nach einem ganz andern Gesetz. Mengt man z. B. 1 Pf. Quecksilber von 44° R. mit 1 Pf. Wasser von 110° R., so wird die Temperatur des Gemenges nicht 77°, wie man nach jenem Gesetz erwarten sollte, sondern 107° sein. Das Wasser hat also nur 3° verloren, während das Quecksilber 63° gewonnen hat. Wenn umgekehrt das Pfund Wasser 44° und das Quecksilber von gleichem Gewicht 110° R. hat, so wird die Temperatur des Gemenges nur 47° sein; hier hat also das Quecksilber 63° Wärme abgegeben und das Wasser dadurch nur 3° wärmer gemacht

Dies klingt nun sehr paradox, wenn man sich die Mittheilung der freien Wärme als Ab- und Zufluß eines eigenthümlichen Wärmestoffs denkt. Die Chemiker, die dieser Ansicht huldigen, erklären sich diese Erscheinung so, daß im letzten Falle das Wasser von den 63° Wärme, welche ihm das Quecksilber abgegeben hat, 60° gebunden oder verschluckt, und daher nur 3° an freier Wärme gewonnen habe. Im ersten Falle dagegen waren 3° Wärme, welche das Wasser dem Quecksilber mittheilte, hinreichend, um dieses zur Entbindung von 60° Wärme zu bestimmen. Diese Eigenschaft ungleichartiger Körper, bei gleichen Gewichtsmassen ungleiche Summen Wärme zu erfodern, um zu gleichen Graden der Temperatur zu gelangen, heißt (nach Crawford) die Capacität (Empfänglichkeit) der Körper für die Wärme. Je mehr freie Wärme nämlich ein Körper braucht, um eine gewisse Temperatur zu erlangen, desto größer ist seine Capacität, und umgekehrt, je weniger, desto geringer. In obigen Beispielen also zeigt das Wasser eine große, das Quecksilber eine geringe Capacität. Dieser Ausdruck hat seinen Ursprung ebenfalls in jener Ansicht, welche die Körper in Beziehung auf den Wärmestoff als rein leidend (absolut passiv) betrachtet, was freilich nicht philosophisch (wissenschaftlich) ist. Die verschiedene sogen. Capacität der Körper hängt vielmehr von ihren verschiedenen Graden der Thätigkeit ab, wodurch sie, angeregt durch freie Wärme von Außen, Wärme aus sich entwickeln oder freie Wärme ab- und ausstoßen. Je erregbarer die Körper in dieser Hinsicht sind, desto geringer ist ihre Capacität, d. h. desto weniger freie Wärme bedarf es, um ihre Temperatur zu erhöhen, um sie zur thätigen Ausströmung freier Wärme in bedeutendem Grade zu bestimmen. Bei chemischen Veränderungen der Körper, besonders beim Verbrennen, wird jedes Mal ihr Verhältniß zur Wärme, ihre Capacität, zugleich mit ihrem Aggregatzustande (d. h. mischen Zusammensetzung)

verändert; oder umgekehrt, wenn ein Körper seine Wärmecapicität verändert, so geschieht es nun zugleich mit der Veränderung seines Aggregatzustandes. So steigt die Temperatur des Wassers, welches dem Feuer ausgesetzt, d. h. durch freie Wärme erregt wird, nur bis zu einem bestimmten Grade (bis zur Siedhitze nämlich = 212° F., s. Sieden), weil es, wie alle Körper, eine bestimmte Wärmecapacität hat. In dem Augenblicke also, da dieser dem flüssigen Wasser eigenthümliche Wärmegrad überstiegen wird, verändert es seinen Aggregatzustand, es wird in Dampf verwandelt (geht in Gasform über), der nun eine andre, weit geringere Capacität hat, mithin durch eine gleiche Quantität freier Wärme viel stärker erhitzt werden kann als das flüssige Wasser. Daher kommt es, daß alle Körper bei einem bestimmten Wärmegrade, bei einem solchen nämlich, der ihre Capacität übersteigt, entweder schmelzen (flüssig werden) oder verbrennen, sei es mit Flamme (wobei sie ganz oder zum Theil verflüchtigt werden, die Gasform annehmen) oder ohne Flamme (wodurch sie oxydirt werden, sich mit Sauerstoff verbinden, wie die meisten Metalle). Im letzten Falle wird die Capacität jedes Mal erhöht, denn verbrannte (oxydirte) Körper haben eine weit geringere Erregbarkeit durch die freie Wärme, d. h. eine weit größere Wärmecapacität als vor dem Verbrennen, da sie noch als verbrennliche Körper existirten. — 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte. Bei genauer Vergleichung der Eigenschaften oder Bestimmungen der Wärme mit denen des Lichts bemerkt man fast durchgängig ein entgegengesetztes Verhalten, woraus man schließen muß, daß Licht und Wärme, obgleich beide in den höchsten Graden der Verbrennung (im sichtbaren Feuer) zugleich und in Verbindung mit einander erscheinen, von sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Natur sind. Dies verräth sich schon durch die Verschiedenheit der Sinne, deren Gegenstände Licht und Wärme sind. Letztere nehmen

wir durch das Gefühl, ersteres durch den Sinn des Gesichts wahr; das Gefühl ist aber der niederste, das Gesicht dagegen der höchste oder edelste Sinn im ganzen System der Sinne (S. d. und Thier). Vergleicht man ferner diese beiden allgemeinen Naturkräfte hinsichtlich ihrer Fortpflanzung oder Fortleitung mit einander, so zeigt sich ein ungeheurer Unterschied in der Geschwindigkeit, mit welcher diese Fortpflanzung geschieht. Die Wärme wird selbst in den Metallen (den besten Wärmeleitern) nur langsam fortgeleitet; denn man kann z B. eine mehre Fuß lange Eisenstange, die an einem Ende schon glüht, noch einige Zeit in der Hand halten, bis man eine Erhöhung ihrer Temperatur verspürt. Dagegen ist die Geschwindigkeit des Lichts fast zeitlos, indem es sich bekanntlich von der Sonne bis zur Erde (ein Raum von mehr als 20 Mill. Meilen) in einer Zeit von 8 Minuten fortpflanzt. Man muß daher annehmen, daß die Wärme, welche das Sonnenlicht hervorbringt, nicht von der Sonne mit dem Lichte zugleich auf die Erde herabströmt, sondern nur durch das Licht erregt wird; denn in jenem Falle müßte man zugeben, daß die Wärme durch gute Leiter sich langsam, durch schlechte oder Nichtleiter der Wärme (dergleichen die Luft ist) mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzt, was ein Widerspruch wäre. Man bemerke außerdem noch folgende Unterschiede: Die durchsichtigen Körper, welche das Licht leiten, sind gerade schlechte oder Nichtleiter der Wärme; die undurchsichtigsten Körper (die Metalle) sind Nichtleiter des Lichts, aber dafür die besten Wärmeleiter. Ferner: die hellen Farben, besonders die weiße, sind unter allen am wenigsten für die Erwärmung empfänglich, aber desto mehr für die Erleuchtung; das Gegentheil findet sich bei den dunkeln, besonders bei der schwarzen Farbe, indem die Erfahrung lehrt, daß dunkelfarbige Körper, besonders die schwarzen, durch das Sonnenlicht leicht erwärmt, aber theils nur schwach, theils gar nicht erleuchtet wer-

den; denn das Dunkele oder Lichte der Farben ist eben Eins mit ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, erleuchtet zu werden, d. h. durch das Licht von außen erregt, selbst oder mitzuleuchten (vergl. Tageslicht). Auch ist aus Obigem klar, daß Wärme und Oxydation (Sauerstoffung) in steter und nothwendiger Wechselwirkung mit einander stehen, so daß die Oxydation, als der wesentlichste Vorgang beim Verbrennen, Wärme entwickelt, aber auch umgekehrt die Wärme, wo sie mitgetheilt wird, die Oxydation hervorruft, d. h. oxydirend wirkt. Auch in dieser Beziehung hat das Licht die entgegengesetzte Eigenschaft, indem es desoxydirend (den Sauerstoff entziehend) wirkt. Davon kann man sich durch Beobachtung des Farbenwechsels überzeugen, der beim Oxydiren und Desoxydiren der Körper vor sich geht. Die Oxydation wirkt nämlich färbend, die Desoxydation entfärbend. So ist z. B. die grüne Farbe des Pflanzenlaubes die Folge des Einathmens der Luft (denn das Laub ist das Athemorgan der Pflanze), mithin Folge einer Oxydation; auch haben die Metallkalke (Metalloxyde), besonders die Bleikalke (Bleigelb, Mennige), meist sehr lebhafte Farben. Das Sonnenlicht dagegen bleicht bekanntlich die Körper, d. h. es entzieht ihnen die Farben, und dies vermöge seiner desoxydirenden Kraft. Endlich zeigt sich auch bei der Fortpflanzung, hinsichtlich der Richtung, ein Unterschied zwischen Licht und Wärme. Die Wärme durchdringt die Körper nach allen Dimensionen, das Licht befolgt dagegen bei seinem Fortgange nur Eine Dimension, nämlich die Länge (Linie), es pflanzt sich in geraden Linien fort. Aber das Letztere behauptet man neuerlich auch von der Wärme. Man spricht von einer strahlenden Wärme, von einer Reflexion (Zurückstrahlung) der Wärme, und sogar von einer Refraction (Brechung der Wärmestrahlen). Und hierin wäre sonach die Wärme bei ihrer Fortpflanzung dem Lichte ganz ähnlich, und es wäre dieses die einzige Ähnlichkeit bei aller sonstigen Ent-

gegensetzung. Diese geradlinige Fortpflanzung der Wärme geschieht aber bloß in der Luft (nicht in andern Wärmeleitern), während das Licht in allen Lichtleitern (durchsichtigen Körpern) seine gerade Richtung beibehält. Und doch ist eben die Luft, durch welche die Wärmestrahlen gehen, der beste Nichtleiter der Wärme, was keinem Zweifel unterworfen ist. Man achte genau auf folgenden Unterschied: Da in der Luft die gewöhnliche Fortleitung der Wärme nicht vor sich gehen kann, so würde z. B. ein Zimmer nicht geheizt werden können, wenn nicht die den heißen Ofen berührende Luft sogleich aufsteigen und anderer Platz machen müßte, welche, durch Wärme ausgedehnt, ebenfalls in die Höhe steigt, sodaß die Wärme durch Circulation der zunächst am Ofen erwärmten Luft allmählig im ganzen Zimmer verbreitet wird. Diese Art der Erwärmung kann aber nur langsam erfolgen. Man halte dagegen ein glühendes Eisen in einiger Entfernung vom Gesichte, oder stelle sich in die Nähe eines lebhaften Feuers, z. B. eines Schmiedekohlenfeuers, und man bemerkt sogleich eine Wärme, die von dem Feuer oder glühenden Eisen gegen das Gesicht auszustrahlen scheint und vergleichungsweise ein Wärmeschein genannt werden kann. Diese strahlende Wärme bewegt sich auch keineswegs langsam, sondern vielmehr mit einer dem Lichte ähnlichen Geschwindigkeit. Denn man kann durch eine vorgehaltene Scheibe, ohne seinen Stand zu verändern, den Wärmeschein von sich abhalten, aber er ist im Augenblick wieder da, sobald man die Scheibe entfernt. So viel ist also gewiß, daß die Wärme sich auf zweierlei Arten fortpflanzt: hier langsam auf dem Wege der gewöhnlichen Fortleitung in Metallen und andern Wärmeleitern, dort schnell und strahlend wie das Licht, und zwar in einem Medium, welches ein Nichtleiter der Wärme ist. Über die Ursachen dieser verschiedenen Fortpflanzung der Wärme ist man in der Theorie noch nicht im Reinen; übrigens erstreckt sich der Wärmeschein oder die strah-

lende Wärme auch beim stärksten Feuer nur auf eine beträchtliche Weite, während dagegen das Licht in unendliche Fernen strahlt. — 6) Universelle Bedeutung der Wärme, oder philosophische (wissenschaftliche) Ansicht von der Natur der Wärme. Der wissenschaftliche Begriff (die Idee) der Wärme läßt sich nicht für sich ohne die Idee des Lichts klar machen, mit welchem, wie im Vorhergehenden gezeigt wurde, die Wärme durchgängig im Gegensatze und daher in Wechselwirkung steht (M. vergl. daher d. Art. Licht). Da allen Gegensätzen eine Einheit (eine Indifferenz) zum Grunde liegt, aus welcher der Gegensatz hervorgeht, oder in welcher die entgegengesetzten Pole entstehen, so werden auch Licht und Wärme wissenschaftlich nicht als 2 verschiedene Stoffe, sondern als 2 entgegengesetzte Zustände eines Ur- und Grundstoffs betrachtet, worauf oben schon hingedeutet wurde. Diesem Urstoff, dieser Urgrundlage der ganzen materiellen Welt hat man verschiedene Benennungen gegeben, z. B. Urmaterie, Urelement, allgemeine Weltsubstanz, Urfeuer (Elementarfeuer), Äther, auch Menstruum universale (in der Sprache der Alchymisten nämlich: allgemeines Lösungsmittel) ꝛc.; da es auf den Namen nicht ankommt so wählen wir hier der Kürze wegen den Namen Äther. Durch Äther bezeichnet man also den ursprünglichen, höchst ausgedehnten Zustand der Materie in welchen sie unter Umständen wieder übergehen kann. Dieser Übergang ist eine Befreiung der Materie aus den Banden der Cohäsion (des Zusammenhangs der Theile der festen Körper), welcher nur theilweise stattfindet und durch einen Streit der solaren Kräfte der Materie mit den tellurischen, des Lichts mit dem Magnetismus oder den Cohäsionskräften bedingt ist, und dieser Streit eben ist es welcher als Wärme erscheint. Der unmittelbare Erfolg dieses Streites ist theilweise Sieg auf beiden Seiten; hier werden freie Kräfte gebunden, was in der Oxydation beim

Verbrennen geſchieht dort gebundene Kräfte frei, was die bei der Oxydation erſcheinende Wärme anzeigt noch mehr aber die beim Verbrennen erſcheinende Flamme. Daher auch die nothwendige und weſentlichſte Eigenſchaft der Wärme die Körper auszudehnen; denn die ausdehnende Kraft der Wärme iſt nichts Andres als das Streben der Materie, ſich in Äther, in ſolare Materie aufzulöſen, welchem Streben aber die telluriſchen Kräfte entgegenwirken, die es nicht zur vollkommenen Auflöſung kommen laſſen. Jede polare Einwirkung auf Körper iſt eine Aufforderung zur Cohäſionsveränderung, deren Erfolg zunächſt als Temperaturveränderung erſcheint. So z. B. das Reiben wodurch die Körper im Innerſten aufgeregt und jener Streit der ſolaren und telluriſchen Kräfte eingeleitet wird; daher gleichzeitig mit der Erwärmung auch die Neigung zur Oxydation ſich ſteigert. — Die conſequente Entwickelung und Anwendung oder Durchführung dieſer Grundſätze gibt die wiſſenſchaftliche Theorie der Wärme die aber noch ihrer Vervollkommnung und Ausbildung entgegenſieht und deren erſte Grundzüge hier nur angedeutet werden konnten.

Wärmemeſſer (Calorimètre). Die Einrichtung dieſes ſinnreichen Werkzeugs deſſen Erfindung wir Lavoiſier und Laplace verdanken beruht auf dem allgemeinen Grundſatze, daß, ſo lange der Wärmeſtoff auf Änderung des Aggregatzuſtandes der Körper verwendet wird, ſich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man alſo Eis, welches genau die Temperatur des Gefrierpunktes hat *) auch der größten Hitze ausſetzt ſo wird man doch ſo lange nur eiskaltes Waſſer erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden iſt; erſt nachher wird das Waſſer ſich zu erwärmen an-

*) Wäre das Eis kälter, ſo würde ſeine Temperatur erſt bis auf dieſen Punkt erhöht werden.

fangen. Also aller einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten Körper entzogener Wärmestoff wird auf Bildung eiskalten Wassers verwendet, dessen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmestoffs gemäß ist. Nun haben die verschiedenen Körper auch eine verschiedene Fähigkeit für den Wärmestoff d. h. sie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen desselben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben noch durch Entziehung gleicher Mengen desselben bis zu einem gleichen Grade erkältet; und diese Verschiedenheit ihrer eigenthümlichen (specifischen) Wärme mißt man nach Maßgabe des Vorangeführten an den verschiedenen Eismengen ab, die sie beim Herabsinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur respective zu schmelzen im Stande waren. Die dazu vorgerichtete Maschine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen sind, um das zum Experimente selbst bestimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatureinflüssen zu schützen, heißt, wenngleich sich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommene Zuverlässigkeit der dadurch erhaltenen Ergebnisse aufdringen, immer noch, paßlich genug, Wärmemesser.

Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche. Einige Physiker, wie De la Métherie, nehmen eine ursprüngliche Wärme des Erdballs als Grund der uranfänglich flüssigen Gestalt desselben vor der Niederschlagsbildung an. Diese Urwärme, glaubt man, sei noch immer in der Centralwärme des Erdkörpers vorhanden. Im Allgemeinen ist die südliche Halbkugel beträchtlich kälter als die nördliche. So sind die Falklandsinseln unter 51° S. Br. viel kälter als die Länder in unserer Hemisphäre unter demselben Breitenkreise, der mitten durch Deutschland geht. Die Berge des Feuerlandes, Staatenlandes, Südgeorgiens und des Sandwichlandes, die zwischen 54 und 59° S. Br. liegen (mit denen also die brit. Inseln, Norddeutschland, Dänemark

u. a. Länder gleiche, aber N. Br. haben), sind selbst im dortigen Sommer, folglich beständig, bis an die Seeküste herab mit Schnee und Eis bedeckt. Um 60° S. Br. steht das Thermometer mitten im Sommer nie 5° über dem Gefrierpunkte, oft aber unter demselben; häufig fallen Schnee und Schlossen und es friert nicht selten des Nachts. In der nördlich. Hemisphäre ist unter diesem Breitenkreise und noch weit nördlicher eine Hitze von 75 — 82°. Nach Forster's sehr wahrscheinlicher Meinung ist der Mangel eines südl. großen Landes die Ursache dieses Unterschiedes. Um den Nordpol liegen bis über den 66° der Br. hinaus viele Länder, die bewohnt, zum Theil sogar bebaut sind und Früchte tragen. Hier erwärmen die vom Lande zurückprallenden Sonnenstrahlen im Sommer die Luft bis zu einem Grade, der der Hitze im heißen Erdstriche wenig nachsteht. Auf der südl. Halbkugel erreicht die Südspitze von Afrika nicht den 40., die Südspitze von Neuholland nicht den 50. und die Südspitze von Amerika nicht den 60.° der Br., und alle diese Continente laufen gegen Süden schmal aus. Außer diesen Landmassen liegen in den bemerkten südl. Breiten nur einige kleine Inselgruppen. Die übrigen 30 Grade nach dem Südpole sind Wasser und Eis, bis auf kleine, vor kurzem erst entdeckte, unwirthbare Felseneilande. Nun findet aber auf dem Meere kein Zurückprallen, Brechen und Kreuzen der Sonnenstrahlen statt, wodurch hauptsächlich die Luftwärme entsteht. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Sonne in den nördl. Zeichen des Thierkreises 8 Tage länger verweilt als in den südlichen, folglich wird der Winter der südl. Halbkugel um 8 Tage verlängert, wodurch die Kälte, wie man berechnet hat, um den 16, oder wenigstens beinahe um den 23. Theil größer werden kann als in der nördl. Halbkugel.

Warnberger (Simon), Landschaftmaler zu München, geb. 1769 zu Pullach im Landgerichte Wolfratshausen. Seine Leistun-

gen bewogen den Staat, ihm die zu einer Kunstreise nach Wien und später nach Italien nöthige Unterstützung zu bewilligen.

Warschau, poln. Warszawa, jetzt die Hauptstadt des russ. Königreichs Polen und der Woiwodschaft Masovien, in einer angenehmen Lage, ein großer Ort, der aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehren Vorstädten, wohin zuweilen auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel belegene, mit der Stadt durch eine Schiffbrücke verbundene Praga (s. d.) gerechnet wird, besteht; unter diesen Vorstädten zeichnen sich besonders Krakau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. Die Stadt hat mit den Vorstädten einen Umfang von 3 Meilen, worin aber auch viele Gärten und Felder mit eingeschlossen sind, 360 Straßen, 4500 H. (mit Praga) und, nach der Zählung von 1823, 117,284 Einw., worunter 10,000 Juden. Man findet sehr viele prachtvolle Gebäude, worunter das königl. Schloß, der sächs. Palast, die Münze, das Zeughaus und 115 Paläste poln. Magnaten sich auszeichnen, eine Menge Klöster und prachtvolle Kirchen aller geduldeten Religionen, 6 Hospitäler, aber auch neben dem größten Glanze die bitterste Armuth. Doch vereinigt Warschau Alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier ist der Sitz des Statthalters und der höchsten Behörden des Königreichs; hier ist seit 1816 eine Universität errichtet; hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik und eine Menge Unterrichtsanstalten und Kunstschulen, auch Sammlungen, wie die reiche archäologische des zu Warschau 1826 verst. Wiesiolowski. Die Bibliothek von 150,000 Bdn. hat 15,000 poln. B., 7000 Incunabeln, darunter einen krakauer Calender von 1490 (der älteste poln. Druck) und 1260 Bde. Handschriften. In Warschau befindet sich ein Hauptfilial der engl. Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Auch finden Kunstausstellungen statt. In

W. vereinigt sich ein Theil des poln. Gewerbfleißes und der ganze poln. Binnenhandel durch die schiffbare Weichsel, durch 5 Banken und durch 2 Messen begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art, über 50 größere Handelshäuser und 5 Buchhandlungen. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten gehören die vor dem krakauischen Thore befindliche metallene und vergoldete Statue des Königs Sigismund, auf einer marmornen, 25 Fuß hohen Säule, und die große Zaluski'sche Bibliothek. Die Stadt ist nicht eigentlich fest, doch mit Linien umgeben. 1828 bef. der Kaiser Nicolaus, in W. eine Nationalbank zu errichten, die bestimmt ist, die Nationalschuld abzutragen u. den Handel zu beförd. Aber seit der Revol. im Sept. 1830 u. der darauf erf. Erstürm. (1831) hat W. bed. an Glanz u. Wohlhabenh. verloren.

Wartburg, ein altes Bergschloß in einer schönen Gegend, ½ Stunde von Eisenach, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward zwischen 1069 und 1072 vom Grafen Ludwig II. (dem Springer) erbaut. Als Residenz der thüringischen Landgrafen war es berühmt wegen der glänzenden Turnir- und Ritterspiele, welche daselbst vorzüglich in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. am Hofe des Landgrafen Hermann I. und des Markgrafen Heinrich des Erlauchten durch die Wettgesänge der ersten deutschen Minnesänger gefeiert wurden (S. Thon's »Beschr. der Wartburg«; ferner: »Das Schloß Wartburg, ein Beitr. zur Kunde der Vorzeit«, 3. A. 1815, und vergl. Wartburg, Krieg auf.). Bekanntlich ließ Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen den auf dem Reichstage in Worms geächteten D. Luther auf diese Feste in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 an der Übersetz. der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat.

Wartburg (Krieg auf), U. d. N. ist uns eine der ältesten

dramatiſchen oder auch dialogiſirten Dichtungen der deutſchen Sprache noch übrig. Um 1207 hatten ſich auf der Wartburg bei Eiſenach, unter Landgraf Hermanns und ſ. Gemahlin Sophie Schutz und Begünſtigung, 6 der berühmteſten altdeutſchen Sänger zuſammengefunden: Heinrich der Schreiber (Heinr. v. Rispach, auch der tugendhafte Schreiber genannt), Walther v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eſchenbach, Bitterolf, Heinrich v. Oſterdingen und Reimer v. Zweter oder Zwetzen. Urſache des ſcherzhaften Kampfes mag Folgendes geweſen ſein. Heinr. v. Oſterdingen ſcheint in ſ. Geſängen mehr dem wirkl. altdeutſchen Sagen- und Heldenkreiſe gefolgt zu ſein, während Wolfr. v. Eſchenbach ſich faſt allein an die von a. Völkern, beſonders von Franzoſen und Engländern, zu uns gekommenen Kreiſe von Arthur und der Tafelrunde gehälten hat. Dieſer Gegenſatz der beiden Sagenkreiſe gab zuerſt Veranlaſſung zum Krieg, welchen Heinr. v. Oſterdingen mit dem Preis Leopolds VII., Erzherzogs v. Öſtreich, eröffnet, während ſ. Gegner, vor allen Eſchenbach, den König von Frankreich als Muſter aller Ritterſchaft erheben und ihm und ſeinem Streben nach Kräften zuſetzen, alſo, daß er zuletzt zur Landgräfin flieht, und ſie um ihren Schutz bittet. Sie wird Mittlerin, und Alle kommen dahin überein, daß Oſterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den hochberühmten Dichter und Zauberer Klingsohr von Ungarland oder Klinſor als Richter und Entſcheider herbeiholen ſolle. Er erſcheint, und es entſteht zwiſchen ihm und Eſchenbach eine Art theologiſcher Disputation, nach welcher Klingsohr endlich die Sänger verſöhnt. Klingsohr zieht beſchenkt von dannen. — Dieſes Gedicht iſt in 2 Bearbeitungen in der Mánesſe'ſchen Sammlung, und in der jenaiſchen Handſchrift der Minneſänger vorhanden, woraus Zeune es 1818 hat abdrucken laſſen (aber ganz unkritiſch). Über den Verfaſſer ſind die Meinungen verſchieden. Dorn ſprach es dem Wolfram zu. Andere ſchreiben we-

nigstens den größten Theil der Strophen einem thüringischen oder hennebergischen Dichter zu. Das Ganze ist in große Unordnung gerathen, welche schwer zu heben sein möchte.

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschlands evangelischen Hochschulen. Bekannt ist das Fest, welches eine Schaar deutscher Jünglinge am 18. Oct. 1817 hier, unter Begünstigung des Großherzogs von Weimar, zur Feier der beiden wichtigsten Ereignisse in der deutschen Geschichte der Reformation und des Sieges über den Unterdrücker deutscher Freiheit — auf die Einladung der Burschenschaft zu Jena an die Studirenden auf den protestant. Universitäten, höchst feierlich beging, das aber leider! nachher, da einige von den Jünglingen aus Muthwillen mehre ihnen gehässige Schriften und noch andere Sachen in die angezündeten Feuer geworfen hatten, als demagogisch angeklagt wurde.

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen, und die Annäherung eines Feindes, oder auch Reisender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Thurme, der auch Schauthurm, Hochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon s. Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Benennung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

Wartegeld, eine Art Pension, welche man Denjenigen gibt, die zum Staatsdienste bestimmt und für fähig oder berechtigt dazu anerkannt sind, deren Eintritt in die wirkliche Dienstthätigkeit aber durch äußere Umstände aufgehalten wird. Die gewöhnlichsten Fälle sind Auflösung einer Staatsbehörde, eines Armeecorps, Abtretung einer Provinz, wobei man Demjenigen, welchen man für den Staats-

dienst disponibel erhalten will, bis zur Wiederanstellung einen Interimsgehalt bewilligt.

Wartenburg (Treffen bei), am 3. Oct. 1813.

Warze, bei dem Menschen ein Auswuchs auf der Hand, welcher die Größe eines Hirsenkorns bis zu der einer Erbse und noch mehr erreicht. Man hält sie gewöhnlich bloß für eine Verdickung des Oberhäutchens (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, denn sie kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist zwar anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese bald, indem sie weiter heranwächst. Man muß sie für das Erzeugniß einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut halten, und manche Menschen haben eine besonders starke Anlage dazu, bei denen sie häufig, vorzüglich an den Händen zum Vorschein kommen. Sie werden nicht anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, durch Ausschneiden, Brennen oder durch Ätzmittel. Nicht selten stirbt jedoch die Wurzel von selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wasa, eine mittelmäßige See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Finnland, mit breiten geraden Straßen, dem verfallenen Schlosse Karlsholm, dem schönen Gustavsplatze und einem Schiffswerfte, hat gegen 2500 Einw., welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müssen in dem neuen Hafen Smultronören anlegen, da der alte ganz unbrauchbar ist. Der schwedische König Karl IX. legte sie 1606 an, und nannte sie nach dem Namen der königl. Familie. Seit 1809 ist sie mit dem übrigen Finnland an Rußland abgetreten worden. — Wasa, ein alter Rittersitz in der schwedischen Provinz Upland, 3 Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geschlechts, aus welchem König Gustav I. (s. d.) geb. war.

Washington (George), wurde 1733 in der Grafschaft Fair-

sar in Virginien geb., wo s. Vater ein reicher Pflanzer war, und wo ungefähr 60 Jahre früher s. Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. Der junge W. erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptst. Virginiens. Bei glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, auf s. Pflanzung, und trat, wie andere Staatsbürger, unter die Miliz. Als 1752 zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika, wegen der Befestigungen, welche die letztern am Ohio anlegten, Feindseligkeiten ausbrachen, wurde W. von dem engl. Gouverneur in Virginien an den franz. Befehlshaber als Unterhändler abgesendet. Er kam zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, hatte sich aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnisse der Umstände verschafft, ward nun, als Major, mit 300 Mann virginischer Miliz gegen die neuen Anlagen der Franzosen am Ohio abgeschickt, und vertheidigte sich muthvoll und klug gegen eine weit überlegene Anzahl Feinde. 1755 ward er Oberst und Adjutant des Generals Braddon, führte ein Corps virgin. Scharfschützen und Freiwilliger an, zeichnete sich als geschickter Parteigänger im kleinen Kriege vortheilhaft aus, und erwarb sich dadurch Ruhm und Achtung bei s. Mitbürgern, gab aber 1759 den Kriegsdienst auf, heirathete eine reiche Erbin, und lebte nun auf s. Pflanzungen ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Als 1773 die Mißhelligkeiten zwischen den engl. Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in wirkl. Unruhen ausbrachen (s. Vereinigte Staaten), bewaffnete W., zum Theil auf eigene Kosten, die Miliz von Virginien, übte sie in den Waffen und stellte sich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (19. Apr. 1775) das erste Blut in diesem Kriege

vergossen worden war, beschloß am 10. Mai der zu Philadelphia versammelte Congreß die Errichtung eines stehenden, von sämmtlichen Provinzen zu besoldenden Heeres, und ernannte W. einmüthig zum obersten Befehlshaber desselben. Nicht leicht hat ein Feldherr unter mißlichern Umständen s. Amt angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfnissen, und die Truppen, größtentheils Freiwillige, konnten einer strengen Zucht nicht unterworfen werden. W.'s seitdem bekannt gewordene Berichte an den Congreß schildern am besten s. damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beseitigen, und mehr durch Vorsicht, durch die er sich während des ganzen Laufes des Krieges wirklich groß bewiesen hat, und durch die geschickte Anwendung des Tirailleursystems, als durch gewagte Unternehmungen die ihm entgegengestellten geübtern Truppen zu bekämpfen. Im Anfange 1776 nöthigte W. den engl. General Howe, Boston zu verlassen, aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dieses J. fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meisterhafte Rückzug W.'s von Long-Island, und s. Geschicklichkeit, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderte größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Überfall eines hessischen Corps bei Trenton und eines engl. bei Princetown, gab W. den Amerikanern neuen Muth und machte sie den Engländern furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, welche er nun vom Congreß erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines engl. Corps unter Bourgoyne (17. Oct. 1777) bei Saratoga, u. der Beistand Frankreichs gaben der Sache Amerika's ein großes Übergewicht. Endlich entschied den Kampf die Gefangennehmung von 7000 Engländern u. s. w. unter Lord Cornwallis bei Yorktown (19. Oct. 1781): ein Sieg, der W.'s Feldherrntalent verewigt hat. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen,

und knüpfte Unterhandlungen an, welche den pariser Frieden (3. Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner wurde von England anerkannt. W. legte nun die Befehlshaberstelle nieder, ging von dem Danke und der Achtung s. Mitbürger begleitet, auf s. Landsitz Mount-Vernon in Virginien zurück, und verlebte hier einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, ward im Sept. 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt und W. einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende Verfassung der Vereinigten Staaten, in deren Gemäßheit 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen, und W. zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten 4 Jahre, und nach Verfluß derselben zum zweiten Male wieder gewählt wurde. Er verwaltete den Staat mit Weisheit, Tugend und Würde. Ihm zur Seite stand der geistvolle, beredte, aufgeklärte Hamilton, s. Freund und einer der größten Staatsmänner Nordamerika's. Es ist Thatsache, sagt Bristed, daß die Vereinigten Staaten in der 8jährigen Periode der Verwaltung W.'s, aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens, des innern Wohlstandes und des Ruhms erhoben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtet gewesene Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die fast aufgelösten Privatverbindungen zurück; der gelähmte Handel ward frei und umspannte die alte und die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchgestrichen zu sein schien, erhielt eine sichere Bürgschaft, und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volks, ohne auf Beiden zu lasten, der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes; der Charakter des Volks entfaltete sich zu einem edlen Bürgerthume, und Europa sah

mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von W. gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung, obschon, nach Bristed, Hamilton's Verfassungsplan der Unionsregierung noch mehr Kraft und Einfluß gesichert haben würde, als der von dem vorsichtigen W. entworfene mildere Unionsvertrag. Ungeachtet dieser Verdienste, die W.'s Namen in der Geschichte der Menschheit unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der Parteigeist in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittere Gefühle in ihm erregen. Als s. Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf s. Landgut zurück, wohin er das Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14. Dec. 1799 in einem Alter von 67 J. Sein Tod ward in den Verein. Staaten mit aller Feierlichkeit und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die s. Namen führt, wird s. Andenken erhalten. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit, und vermachte beträchtliche Summen zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder. Noch hat ihm s. Nation kein Denkmal errichtet, und das Grab des großen Mannes in s. Garten zu Mount-Vernon, am Ufer des Potowmac, bezeichnet kein Stein noch Inschrift. Sein Denkmal ist in der Geschichte. W. hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Die Witwe W.'s starb am 29. Nov 1829.

Washington, die Haupt- und Bundesstadt der Vereinigten Staaten (301° 2′ 3″ Ö. L. u. 38° 53′ N. B.), auf einer von 2 Armen des Potowmac gebildeten Landzunge, und zwar auf der marylándischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von dessen Mündung, in dem District Columbia (s. d.), der unter den Gesetzen des Congresses steht. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaft-

lichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im damaligen Mittelpunkte der Republik belegenen Platz dazu anzuweisen, 280 engl. Meilen vom Meere entfernt. In der Mitte desselben erbaute man nun eine Stadt, die man nach dem Manne benannte, der so viel für die Sache der amerikanischen Freiheit gethan hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Washington dürfte, wenn es einmal vollendet sein wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen sind vortrefflich; die Querstraßen sämmtlich 90 — 100, die Hauptstraßen 130 — 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaße im neuesten Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende Capitol, der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Casernen prachtvoll, aber noch ist keine Straße ganz ausgebaut; dessenungeachtet enthielt die Stadt 1810: 1700 H. und 9200 E., worunter 5900 Weiße u. 2300 Neger; im J. 1819: 11,300 E., 43 öffentliche Gebäude, 2028 Wohnhäuser, 129 Läden und Handelsgebäude, 354 öffentl. Plätze; im J. 1823: 2200 H., 14,000 E. Georgetown (7400 E.), mit einer kathol. Univers. und dem Hafen, ist bloß durch den Fluß von ihr getrennt. Die neu angelegten Straßen, welche nach den Staaten, in die sie führen, benannt sind, unterscheiden sich größtentheils von der Umgegend nur durch eine schwache Spur von Anbau oder an einigen Stellen durch Reihen ital. Pappeln. Man findet 4 Kirchen, für die Episkopalen, für die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Katholiken. Seit 1801 befindet sich in W. der Sitz der Regierung, des Generalcongresses, des diplomatischen Corps und aller Centralbehörden; auch hat sie eine Bibliothek, eine Sternwarte, das Columbiainstitut, eine medic. u. a. Gesellsch., öffentliche Schulen, Drucke-

reien, viele Handwerker und Handel. Der Hafen ist geräumig und für große Schiffe zugänglich; schon 1813 wurden aus demselben für 1,327,000 Dollars Waaren versendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die Stadt das Unglück, daß die Briten daselbst einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammerngebäude, das Zeughaus, die Werfte, die Repsschlägereien, selbst die 3 Brücken über den Potowmac zerstörten, ein Schaden, der auf 2,303,000 Dollars geschätzt wurde. Das Capitol und die Wohnung des Präsidenten sind von den im Kriege erlittenen Beschädigungen wiederhergestellt. 90 marmorne Capitäler, mit großen Kosten aus Italien eingeführt, schmücken die Säulen des Capitols, dessen Bau 225 000 Pf. St. (1 Mill. Dollars) gekostet hat. Ihm gegenüber wird Washington's Bildsäule zu Pferde errichtet. Eine dritte Stadt in dem District Columbia, Alexandria (8200 E.), am rechten Ufer des Potowmac, hat Schiffbau und Handel.

Washington's-Inseln (oder die neuen 8 Marquesas-Inseln, 139° 5′ — 140° 13′ W. L. von Greenwich, 7° 50′ — 9° 30′ S. Br.). Unter ihnen ist Nukahiwa (s. d.) die wichtigste. Sie wurden entdeckt und benannt vom amerik. Cap. Robert 1792, beschrieben vom Cap. H. v. Krusenstern und neuerlich vom amerik. Cap. Porter (in s. »Journal of a cruise made to the pacific ocean 1812 — 14«, Neuyork 1825, 2 Bde.). Porter nahm diese Inseln für die Vereinigten Staaten in Besitz, ohne dazu beauftragt zu sein.

Wassanah ist eine erst 1816 durch einen arabischen Kaufmann, Sidi Hamet in Nigritien aufgefundene Stadt, beinahe 2 deutsche Meilen im Umfange, 60 Tagereisen südöstlich von Tombuktu (eigentlich Timbuctu). Auf der Südseite fließt der große Strom Zadi, den die Einw. Jolibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern

sind stärker und höher als die zu Tombuktu und bestehen aus großen, ohne allen Mörtel aufeinander gelegten Steinen. Die Stadt ist viereckig, hat auf jeder Seite ein großes Thor, und besteht aus niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel gebaut, mit Dächern aus Rohrstäben gefertigt, über welche breite Palm- oder ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden sich enge Durchgänge. Das königl. große und hohe Wohnhaus hat ebenfalls eine viereckige Gestalt, ist aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weißen Masse zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt so viel Einw. als Tombuktu, wenigstens besteht ihre Anzahl aus mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Wassanah tragen Hemden von weißem und blauem Zeuche, weite kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts, welche fast alle sehr wohlbeleibt sind, kleiden sich in weiße und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmücken sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer Menge kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelschalen. Der König führt den Titel Olibu, d. h. guter Sultan, trägt ein weißes Hemde, lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, und einen rothen Kaftan mit Ärmeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidenen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm und Fußbänder von feiner bunter Seide und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen Enden um s. Arme und Beine geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldenen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der

Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite einen goldenen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement (schwarzen Elefanten), ein Thier, welches 3 Mal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einw. von Wassanah ist gastfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reis, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu sein. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim Neumond begehen sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder aus Kokosschalen besteht. Vom Lesen und Schreiben haben sie gar keine Kenntniß, wol aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit Böten von ausgehöhlten Baumstämmen, die 15 — 20 Neger fassen, betreiben. Sie tauschen für Sklaven Elefantenzähne, Edelsteine, Gold und Schalthiergehäuse, andere auch europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut. An der Flußseite wächst Reis. Ochsen, Kühe und Esel sieht man daselbst häufig; Kameele, Pferde, Maulthiere und Ziegen fehlen; desto mehr gibt es in und bei Wassanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden.

Wasser. Es durchfließt die Erdrinde, umgibt sie als Meer, erfüllt als Dunst und Dampf den Luftkreis bis zu einer gewissen Höhe, ist eine Bedingung alles organischen Lebens, wirkt selbst bei der Gestaltung vieler unorganischen Körper, und wird, bei unaufhörlicher Zersetzung und Wiederzusammensetzung, stets in den Urquell, woraus es in den mannigfaltigsten Gestalten entspringt, zurückgeführt. Die

Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers gehört dem Engländer, Heinrich Cavendish, der 1781 durch seine Versuche darauf geführt wurde. Sie wurde durch die franz. Chemiker, besonders Lavoisier, Bucquet, Fourcroy, Vauquelin bestätigt. Man fand, daß reines Wasser aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht, und zwar, wie neuere genaue Versuche ergaben, von jenem 11,06, und von diesem 88,94 Gewichttheile enthält. Es wurde nämlich Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Apparaten verbrannt, wo man das Gewicht der Gasarten vor dem Verbrennen mit dem Gewicht des dadurch erhaltenen Wassers und des übriggebliebenen Gases genau bestimmen konnte, und fand jedesmal, daß das erhaltene Wasser so viel als die verschwundenen Gase wog. Neuere Naturforscher sind durch die elektrischen Erscheinungen veranlaßt worden, wieder zu der ältesten Ansicht, daß das Wasser ein Element sei, zurückzukehren, indem sie das indifferente Wasser sich durch die beiden Elektricitäten (s. d.) in jene beiden, einander polarisch entgegengesetzten Stoffe umwandeln lassen. Das reinste Wasser ist dasjenige, das der in hohen Gegenden aufgefangene Regen oder Schnee liefert, und worin sich keine Spuren fremder Stoffe entdecken lassen. Da dies jedoch selten der Fall ist, so verschafft man sich reines Wasser durch Destillation. Es ist in dem Zustande seiner Reinheit eine farblose, vollkommen durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Mitteltemperatur unserer Atmosphäre bleibt das Wasser stets flüssig, vermindert sich aber die Wärme bis unter 0 des Thermometers (oder 32° Fahrenheit), so gefriert es. In verschlossenen Gefäßen, oder wenn man die Oberfläche mit Öl bedeckt, kann es noch einige Grade unter 0 flüssig bleiben, so lange keine Bewegung stattfindet. Wenn das Wasser erstarrt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, Krystallgestalt an (s. Eis). Diese Krystalle zeigen mancherlei Gestalten, die theils von der Heftigkeit der

Kälte und der Schnelligkeit ihrer Bildung, theils von den verschiedenen Graden der Ruhe beim Frieren und ähnlichen Umständen abhangen. Die spießigen Krystalle zeigen sich unter einem Winkel von 60 — 120 Graden, und bilden so die Dendriten an den Fenstern, oder die Gzackige Gestalt des Schnees. Wasser, das andere Stoffe, z. B. Säuren, Salze u. dgl., enthält, gefriert in der Regel langsamer, und zwar nach Verhältniß der Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Theil einer solchen Auflösung erstarrt, so gefriert gewöhnlich fast nur das Wasser, und die rückständige Auflösung ist dann um so viel mehr concentrirt. Wenn das Eis aufthaut, erhalten sich die regelmäßigen Krystalle nebst den zuerst gebildeten Nadeln länger als das übrige, weniger regelmäßig Angeschossene. Die Dichtigkeit des Wassers ist nicht beim Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern erst bei 3½° Réaumur über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich beständig aus, sowol beim Abkühlen als bei der Erwärmung. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper bestehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit; denn wenn sie nicht stattfände, so würde ein großer Theil der kältern Erdstriche ganz unbewohnt bleiben. Das Wasser würde nämlich im Winter ziemlich bald, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden, und seiner ganzen Masse nach auf einmal erstarren. So aber sinkt das Wasser, sobald es bis zu 3½° abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich die ganze See diese Temperatur angenommen hat, so kann nur die Oberfläche derselben noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere Wasser leichter als das warme ist, und weil das Wasser, wie alle tropfbare Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der Seen behält die angegebene Temperatur von 3½°, und das Wasser, das aus ihnen ausfließt, ist stets 3 — 4 Grade über dem

Eispunkte erwärmt; es behält diese Temperatur auch auf dem Boden der Flüsse, daher selbst in den kältesten Wintern Ströme und Bäche selten bis auf den Boden gefrieren. Wird das Wasser von 3½° an erwärmt, so dehnt es sich allmählig aus, bis es unter 80° zu sieden anfängt. Einige Augenblicke vor dem Sieden hört man zuweilen einen tönenden Laut, der daher rührt, daß die Blasen von Wassergas, die sich auf dem Boden bilden, während des Aufsteigens sich abkühlen und verdichten, wodurch ein luftleerer Raum entsteht, der vom Wasser ausgefüllt wird. Sobald die ganze Wassermasse die Temperatur von 80° angenommen hat, steigen die Dämpfe empor und es entsteht das gewöhnliche Geräusch des Siedens. Der Wasserdunst folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Er hat einen so hohen Grad von Elasticität, daß er, in die stärksten Gefäße eingeschlossen, dieselben bei steigender Hitze zersprengt. Auf dieser Eigenschaft des Wassergases beruht der Mechanismus der Dampfmaschine (s. d.). Dem unsichtbaren Wasserdunst wird durch kalte Körper die Wärme entzogen, indem er sich in dem Verhältniß der Abkühlung verdichtet und sichtbar wird. Darauf beruht die Theorie der Bildung der Wolken, des Dampfes, der Nebel und anderer meteorischen Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft, und daher beschlagen kalte Körper in warmen Zimmern. — Meteorwasser nennt man das durch die Luft aufgelöste und in Dunstform in die höhern Regionen geführte Wasser, das sich durch die Einwirkung der höhern und kältern oder der hinzuströmenden Luftschichten ein wenig verdichtet, in kleine Dampfbläschen umwandelt und bei stärkerer Verdichtung sich wieder auf die Erde ergießt. Es erscheint als Regen, Nebel, Thau, Schnee, Reif, Hagel. Es ist dem destillirten Wasser gleich, da aber die Atmosphäre bei nicht feuchter Witterung mit unzähligen Staubtheilchen und im Sommer

mit Insekten, Gesämen und Blüthentheilchen angefüllt ist, durch die strömende Bewegung der Luft und Winde Stoffe verschiedener Art aus sehr entfernten Gegenden herbeigeführt werden und das Wasser fast alle Stoffe auflöst, so hängt die Reinheit des Meteorwassers von Zufälligkeiten ab, und nach Maßgabe solcher zufälligen Umstände wird man daher in den Meteorwassern auch verschiedene beigemischte Stoffe entdecken. Alles Wasser auf der Erde (das tellurische Wasser) verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das in den oben genannten Formen und zwar am häufigsten als Thau und wässeriger Nebel, auf die Erde fällt, und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils von der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. So scheint das auf unserm Planeten befindliche Wasser in einem steten Kreislaufe zu sein, da es bald als Dampf in die Luft aufsteigt, dann von den, vermöge ihrer Dichtigkeit, kältern Höhen und Berggipfeln ongezogen, und zu Quellen wird, bald als Regen von neuem in tropfbar flüssiger Gestalt nach den tiefern Regionen zurückkommt. Die Annahme, welche die Quellen aus dem Anziehen der atmosphärischen Wasserdämpfe durch die Höhen entstehen läßt, erscheint im Allgemeinen als die wahrscheinlichste, wiewol auch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß in gewissen Fällen die aus dem Innern der Erde durch unterirdisches Feuer emporgetriebenen und in den höhern Luftschichten zu tropfbarer Flüssigkeit verdichteten Dämpfe wirksam seien. Weniger wahrscheinlich ist die Ansicht, daß das Innere der Erde ein ungeheures Wasserbehältniß sei, obgleich das Dasein großer unterirdischer Wassermassen und Flüsse nicht unerwiesen zu sein scheint. Während das mit Luft und kohlensaurem Gas geschwängerte Wasser durch die Gebirgsmassen rinnt, löst es alle auflösliche Stoffe auf, und zwar mehr oder minder, je nachdem es mit denselben längere oder kürzere Zeit in Berührung ist,

sowie nach Verhältniß der Auflösbarkeit jener Stoffe und der Temperatur der Gebirge. Auf diese Weise ist es begreiflich, daß manche Quellen Jahrhunderte lang reichlich mit Substanzen geschwängert sind, wovon man im freien Zustande kaum Spuren an den Orten der Quellen gewahr wird. Noch wirksamer ist das Wasser, wenn es durch Erzeugung einer größern Menge von Kohlensäure aus organischen Stoffen, oder von Schwefelsäure aus Schwefelkiesen und Schwefel die Felsen desto kräftiger durchdringen kann. Die durch Kalkberge rinnenden kohlensauren Wasser kommen als incrustirende Quellen zu Tage, oder bilden die Stalaktiten in Grotten und Höhlen. Die mineralischen Wasser hängen überhaupt einzig von der Beschaffenheit der Gebirge und Erdlagen, welchen sie entspringen, und der chemischen Verwandtschaft und Masse ab. Der größte Theil der aus den Bergen entspringenden Quellen ist nur sehr schwach mineralisch. Beim Fortströmen entweicht vollends die darin enthaltene Kohlensäure, und die kalkigen und andern mineralischen Theile werden niedergeschlagen, weshalb die daraus entstehenden Flüsse immer sehr weiches Wasser enthalten. Das Brunnenwasser hingegen ist, mit Ausnahme der aus Flüssen entstehenden Quellen, immer schwach mineralisch, weil viele das flache Land durchziehende Wasseradern wenigstens immer Kohlensäure, Kalk, Kochsalz, Gyps finden. Das beste Trinkwasser liefert dasjenige Brunnenwasser, das völlig klar und geruchlos ist und den geringsten Gehalt von Erden, aber den größten Antheil von Kohlensäure hat. Man theilt die Erdwasser hinsichtlich ihres Gebrauchs in weiche, die das filtrirte Seifenwasser nicht zersetzen, und harte, bei welchen dies der Fall ist, die jedoch allmälig in jene, durch Abnahme aller oder einiger mineralischen Bestandtheile, übergehen. Die harten Wasser theilt man in gemeine Brunnenwasser, die weder specifisch auf den Organismus wirken, noch technisch benutzt werden, und

in Mineralwasser. . Diese zerfallen in Sauerbrunnen, Schwefelquellen (die beide theils eisenfrei, theils eisenhaltig sind), alkalische Wasser, Stahlquellen, Bitterwasser, Salpeterwasser, borarhaltige Wasser, vitriolische Wasser, Cämentwasser, Kieselwasser, schwefeligsaure Wasser (in der Nähe der Vulkane), seifenartige Wasser, Salzwasser, giftige Wasser.

Wasserblei, Molybdän, ein 1778 von Scheele und 1782 von Lyjelm entdecktes Metall von silberweißer Farbe, fast dem Glanze und der Härte des Silbers und 8,6fachem specif. Gewicht.

Wasserfall (franz. **cascade**, von dem Ital. **cascare**, fallen), auch Katarakt (von dem Griech. καταρακτης, gewaltsamer Sturz), der Ort, wo das Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt auch das fallende Wasser selbst. Es gibt natürliche und künstliche Wasserfälle.

Wassergalle, auch Regengalle, ein Stück von einem Regenbogen, in einer einzelnen oder zerrissenen Wolke.

Wasserhose, eine furchtbare Erscheinung auf dem Meere, welche, jedoch mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wassersäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sich das ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Kegel erhebt, dessen Axe mit der des obern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast umgekehrt ein Wasserkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit dieser verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stillstand, fort, und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen mit solcher Gewalt ins Meer stürzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim Entstehen einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen, und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weiß-

lich aussah und einen dicken schwarzen Rauch über sich zu haben schien. Dabei hörte man ein dumpfes Geräusch; bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, wie vom Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß andere an ihre Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese Röhren waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. In den Röhren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, sodaß sie einem mit Wasser gefüllten Darme glichen. Eine davon dauerte länger als die andere, verengte und erweiterte sich mehrmals und verschwand, nachdem das vom Meere zu ihr hinaufgehobene Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß solche Wassersäulen sich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln, und daß sie im Stande sind, kleine Fahrzeuge emporzuziehen. J. R. Forster in seinen »Bemerk. auf einer Reise um die Welt« (Berl. 1783) gibt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: »Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel auf, und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, aus der Wolke herabkommenden, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch 3 andere Säulen. Die nächste war ungefähr ¾ einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie schien unten an dem Meere einen Durchmesser von 70 — 80 Klaftern zu ha-

ben; hier tobte das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum 2 — 3 Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine hohle Röhre zu bilden, und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andere. Je mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffes, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie, nach Art der Wirbelwinde, große Verwüstungen anrichten. — Die wichtigsten Erfahrungen über die Wasserhosen lassen sich in Folgendem zusammenstellen: 1) Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern 3, 4, 6 in kleinen Abständen, oder gleich nacheinander; 2) immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Wasser in kochende Bewegung; 3) es findet dabei ein merkliches Geräusch statt, das unter dem Wasser zu sein scheint; 4) es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunst, der aufsteigt; 5) er macht ein eignes, von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch; 6) es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, die man nicht immer im Anfange bemerkt; 7) die Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose verbunden,

sondern steigt oft erst herab, dem sie hebenden Nebel entgegen, mit dem sie sich vereinigt; 8) die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise vor; 9) die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Säule, unter welcher das Wasser bewegt ist; 10) fast niemals mit gleichem Schritte, sondern meistens langsamer; 11) die Wassersäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte am kleinsten, an der Oberfläche des Wassers und nach den Wolken am größten; 12) ohne Ausnahme ward es kalt nach und bei einer Wasserhose; 13) gemeiniglich zeigen sich Wasserhosen nur bei warmer Witterung; 14) es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindestens zeigt die Wassersäule elektrisches Licht; 15) es regnet immer dazwischen; der Regen ist süß; es fällt stets, wo sie nahe kommt, Hagel; 16) sie entstand immer da, wo die Winde von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17) ihre Wirkungen, sobald sie aufs Land kommen, sind ganz den Wirkungen der Wirbel gleich; 18) sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Küstenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen fast ohne Ausnahme von der See; 19) häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Wasser herunter. — Die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen sind noch nicht genügend aufgeklärt.

Wasserkopf, Hydrocephalus, im Allgemeinen gleichbedeutend mit Kopfwassersucht, möge diese nun in den äußern Theilen des Kopfes, oder zwischen den Hirnhäuten, oder im Gehirne selbst ihren Sitz haben, welche letztere beide Arten zu den häufigen und gefährlichsten Kinderkrankheiten gehören.

Wasserscheu (Hydrophobie) nennt man 1) im Allgemeinen den Zufall (das Symptom), bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunterzuschlucken.

Dieser Zufall hat s. Grund in einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehren, besonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden sind, statt. Am heftigsten, anhaltendsten und von den furchtbarsten Umständen begleitet, stellt er sich 2) in einer eigenen Krankheit ein, die man deshalb auch mit diesem Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biß oder durch eine andere Einbringung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen (vergl. Hundswuth.). Die Krankheit selbst bricht zuweilen bald nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus; zuweilen später. So ist z. B. in den »Verhandlungen der medicinischen Societät in London« (5. Bd.) ein Fall erzählt, in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Merkmale der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen ist, wird wieder roth, entzündet sich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst und ein trüber, scheuer Blick der Augen ein, es entstehen überhaupt mehre Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Frösteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verschiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meistens schnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängstlich, schnell und kurz; es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz in der Magengegend, Zusammenziehen des Schlundes. Letztere Erscheinung

vermehrt sich endlich so sehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande ist, Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit zu sich zu nehmen, ja schon der bloße Anblick derselben oder sogar einer andern Sache, mit glänzender Oberfläche, kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Verzuckungen und zusammenschnürenden Krämpfen des Halses erwecken. Harte Speisen kann er jedoch noch verschlucken. Dabei verändert sich die Stimme des Kranken, er spricht hastig und in einem heisern Tone, sodaß s. Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine Ähnlichkeit hat. Aus dem Munde sondert sich eine Menge Speichel ab, und es zeigt sich in den periodischen Wüthanfällen des Kranken eine besondere Neigung zu beißen und nach Allem, was er erlangen kann, zu schnappen. Der Speichel eines solchen Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anstecken und dieselbe Krankheit hervorbringen. Endlich erschöpfen sich die Naturkräfte in dem entsetzlichen Kampfe, und der Tod erfolgt gewöhnlich am 6. oder 7. Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Verzuckungen. Die Furcht vor dieser Krankheit hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Untersuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Versuchen zufolge ist höchst wahrscheinlich das Wesen derselben in einer durchgreifenden eigenthümlichen Entzündung, welche den ganzen Körper, vorzüglich aber das Nervengeflecht der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet.

Wasserschraube (Archimedische) oder **Wasserschnecke**, eine nach ihrem Erfinder benannte, sehr sinnreiche hydraulische Maschine zur Erhebung des Wassers. Um eine gegen den Horizont schiefliegende Spindel windet sich, nach Art eines Schraubenganges, eine Röhre, welche oben und unten eine Oeffnung hat. Die untere tritt ins Wasser, wird davon erfüllt, und dasselbe, beim Umdrehen der

Spindel, allmählig durch die Schraubengänge geführt, bis es oben ausläuft. An der Theorie dieser Maschine haben sich die berühmtesten Geometer ohne befriedigenden Erfolg versucht. Ihre praktische Anwendung ist äußerst mannichfaltig. Weitere Erörterungen darüber findet man in Karsten's »Lehrbegr. der gesammt. Mathem.«

Wasserwage, Libelle, ist ein Werkzeug, mittelst dessen man eine Horizontallinie von einem Orte zu einem andern absehen oder verlängern kann, um zu erfahren, wieviel dieser tiefer als jener liege. Dahin gehört die Schrot- oder Setzwage, an der ein Bleiloth so angebracht ist, daß es auf einen gewissen bezeichneten Punkt einspielt, wenn es gegen die Grundfläche des Werkzeugs lothrecht gerichtet ist. In dieser Lage ist alsdann die Grundfläche horizontal und jede in ihr gezogene Linie eine Horizontallinie. Picard versah dies Instrument zuerst mit Dioptern, die man nachher gegen das Fernrohr mit dem Fadenkreuze vertauschte. Die eigentlich sogen. Wasserwage besteht aus einer an beiden Enden, die im rechten Winkel umgebogen sind, offenen Metallröhre.. In jedes Ende ist eine Glasröhre eingefügt; beide stehen mittelst der Metallröhre mit einander in Verbindung. Nun gießt man so viel gefärbtes Wasser hinein, daß selbiges in beide Glasröhren tritt. Steht das Wasser ruhig, so müssen sich die Oberflächen desselben in beide Glasröhren in einerlei Horizontalebene befinden. Außerdem hat man noch viele andere Wasserwagen, deren Beschreibung hier zu weitläufig sein würde.

Wasserweihe heißt ein Fest, das die griechische Kirche am 6. Jan., oder Theophaniastage, zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit grünen Nadelholzzweigen geschmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die

Geistlichkeit, mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden, nebst der Gemeinde, unter Gesang bis an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt und vom ersten Priester durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Sodann taucht derselbe eine Quaste in das geheiligte Wasser, und bestreicht oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Gesänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, begleiten die Feierlichkeit, nach deren Beendigung, wer nur kann, sich Flaschen und Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistige Schäden zu gebrauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die kaiserl. Familie mit ihrem Hofstaate nimmt in der Residenz andächtig Theil daran, und das paradirende Militair begleitet die Weihe mit Salven.

Wasserziehen. Man sagt, die Sonne ziehe Wasser, wenn die Sonnenstrahlen nur durch Wolkenritzen dringen, und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, indeß die angrenzenden dunkel bleiben, weshalb die erstern als helle Striemen auf dunkelm Grunde erscheinen. Da die Erleuchtung derselben sich nur auf die in ihnen schwimmenden Dünste beziehen kann, welche der Luft ihre sonstige Durchsichtigkeit rauben, so hat man Grund, auf diese Erscheinung Regen zu erwarten; daher der Name.

Waterloo, ein belgisches Kirchdorf, auf der Straße von Charleroy nach Brüssel, 2 deutsche Meilen von letzterer Stadt entfernt, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine Stunde von da fiel den 18. Juni 1815 die denkwürdige Schlacht vor, welche Wellington nach seinem Hauptquartiere Waterloo, Blücher nach dem Drehpunkte des Kampfes Belle-Alliance, die Franzosen aber nach dem Hauptzweck ihres Angriffs Mont St.-Jean nannten.

Waterloo (Anton), niederländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Utrecht (n. A. zu Amsterdam 1618). Er soll in Dürftigkeit im Hospital gestorben sein.

Watt (James), der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine (s. d.), ward den 19. Jan. 1736 zu Greenock geb., wo sein Vater Kaufmann und ein eifriger Beförderer vieler gemeinnützigen Unternehmungen war. In s. 18. J. ging er nach London und arbeitete unter einem Werkmeister, der wegen seiner mathematischen Instrumente berühmt war; schon 1764 begann er s. Verbesserungen der Dampfmaschine, worauf er jedoch erst 5 Jahre später ein Patent erwarb. Seitdem lebte er bis 1774 als Baumeister in Glasgow, wo er zu mehren Canälen u. a. Arbeiten Plane entwarf. Endlich verband sich ein kenntnißreicher Mann, Dr. Roebuck, mit ihm, um das Unternehmen auszuführen, wozu jedoch s. Mittel nicht hinreichten, und W. war im Begriff, s. Entwürfe aufzugeben, als Boulton, der große Manufacturist in Birmingham, von der Erfindung hörte. Boulton und W. erbauten ihre erste Maschine zu Soho bei Birmingham. Schon 1779 brachten die Brüder Perrier eine in Soho verfertigte Dampfmaschine nach Paris, die bei der Wasserleitung angewendet werden sollte. Während W. mit Verbesserungen beschäftigt war, erfand er 1779 eine Maschine zum Copiren von Briefen, die seitdem allgemein eingeführt worden ist. Er starb den 25. Aug. 1819, im 84. Jahre, in s. Landhause zu Heathfield bei Birmingham.

Watten nennt man die seichten Stellen in der Nordsee längs der Küste von Nordholland bis zur Mündung der Elbe. Wegen der häufigen Sandbänke in der Nähe des festen Landes kann man diese Küsten nur mit einer gewissen Art Fahrzeuge, Smacken, auch Wattenfahrer genannt, die vorn und hinten breit sind und nicht mehr als 6 Fuß tief im Wasser gehen, beschiffen. In Kriegszeiten wird diese

Schifffahrt sehr benutzt, weil man dabei vor allen Angriffen der tiefer gehenden Kriegsfahrzeuge gesichert ist.

Wavre, ein kleines in Belgien gelegenes Städtchen, ist durch das am 18. und 19. Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden.

Weber (Bernhard Anselm), k. preuß. Capellmeister zu Berlin, und des eisernen Kreuzes Ritter, geb. zu Mannheim 1766. Er starb zu Berlin 1821.

Weber (Karl Maria v.), k. sächs. Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper in Dresden, war den 18. Dec. 1786 zu Eutin im Holsteinischen geb. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuße. Aber die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, allmälig ihre Schwester gänzlich. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796). Je mehr der Vater die allmähliche Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. 1798 ließ W.'s Vater zu dessen Aufmunterung 6 Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches von der leipziger »Allg. musikal. Zeitung« freundlich angezeigt wurde. Zu Ende 1798 kam W. nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem sorgfältigen, klaren und stufenweise fortschreitenden Unterrichte des Letztern verdankt er größtentheils die Beherrschung und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstim-

migen Satz. W. arbeitete mit unermüdetem Fleiße seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: »Die Macht der Liebe und des Weins«; daneben aber auch eine Messe und andere Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist die Idee, dem damals von Sennefelder erfundenen Steindruck den Rang abzugewinnen. Als 14jähriger Knabe schrieb er die vom Ritter v. Steinsberg gedichtete Oper: »Das Waldmädchen«. 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte. Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens und zum ersten Male trat er allein in diese Welt. Hier lernte er unter mehren großen Männern den unvergeßlichen Vater Haydn und den originellen Abt Vogler kennen. Auf Vogler's Rath gab W. damals, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf, und widmete nun beinahe 2 Jahre dem ämsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baues, der Ideenausführung und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte und sich durch eigne Studien anzueignen suchte. Auch bildete er sich als Pianofortespieler eigenthümlich aus. Oeffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Vogler'schen Oper »Samori« von ihm. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte, und componirte die von Rhode gedichtete Oper »Rübezahl«, zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte an eignen Arbeiten. 1806 zog ihn der kunst-

liebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Karlsruhe in Schlesien. Hier schrieb er 2 Symphonien, mehre Concerte und Harmoniestücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart zurückkehrte. Hier schrieb er seine Oper »Silvana«, nach dem Sujet des »Waldmädchens« von Hiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgeg.), arbeitete seine Cantate: »Der erste Ton«, nebst einigen Ouverturen und Symphonien um, und schrieb viele Claviersachen. 1810 trat er abermals eine Kunstreise an. In Frankreich, München, Berlin ꝛc. wurden seine Opern gegeben und seine Concerte besucht. Im Verein mit 2 talentvollen Jünglingen, Meyerbeer und Gänsbacher, genoß er, selbst gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals Vogler's tiefe Erfahrungen und schrieb seine Oper »Abu-Hassan« (Darmstadt 1810). Von 1813 — 16 leitete er als Musikdirector die Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: »Kampf und Sieg« (Clavierauszug, Berlin bei Schlesinger), welche durch Größe und Fülle der Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, aber noch keinen bestimmten Styl zeigt. Nur seiner Kunst lebend, legte er diese Stelle nieder, als sein Zweck für dort erreicht war. Darauf zog er abermals frei in die Welt. 1816 hielt er sich längere Zeit in Berlin in dem Hause eines kunstsinnigen Freundes auf und schrieb daselbst 3 seiner schönsten Pianofortesonaten. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein auf's neue festhalten und diesem Geschäft widmete er seit 1817 seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Hier schrieb er, außer mehren Instrumentalstücken, verschiedenen Gelegenheitscantaten, z. B. der Cantate zum Regierungsjubiläum des Kö-

nigs von Sachsen, der Jubelouverture, mehren Vermählungscantaten die gediegene zum Namenstage des Königs componirte Messe nebst Offertorium (1818), der seitdem eine 2. gefolgt ist, und seine nach Kind's Text gearbeitete Oper: »Der Freischütz«, welche zuerst 1821 in Berlin aufgeführt wurde und seitdem durch die ganze civilisirte Welt geklungen ist. Daneben arbeitete er die originelle Musik zur »Preziosa«, welche mit diesem Schauspiel schon 1820 auf die Berliner Bühne kam. Der unerhörte Erfolg des »Freischütz« welcher durch seine volksmäßigen Melodien einestheils sowie anderntheils durch das imponirende Zauberwerk des Kugelgießens in der Wolfsschlucht zu erklären ist, verschaffte ihm den Antrag, eine neue Oper für Wien zu componiren wozu Frau v Chezy ihm nach einer altfranzösischen Erzählung die »Euryanthe« gedichtet hat. Von 1822 bis zum Herbst 1823 hat ihn dieses Werk vornehmlich beschäftigt, und im Sept. d. J. reiste er nach Wien, um es dort selbst aufzuführen, was am 25. Oct. 1823 zum ersten Mal geschah. Er erwarb sich großen Beifall. Der Verf. dieser Skizze hat ein ausführliches Urtheil über diese großartige Musik in Philippi's »Mercur« (St. 71 — 73, 1825) und in der »Berliner musik. Zeitung« (St. 2 fg., 1826) ausgesprochen. 1824 erhielt W. von London aus den Auftrag, »Oberon« für das Coventgardentheater zu schreiben, und den 1. Act dazu. Als Vorarbeit beschäftigte er sich ernstlich mit der engl. Sprache. Aber seine angestrengten Berufsarbeiten, zumal da er zugleich die Arbeit seines kränklichen und oft nach Italien reisenden Collegen Morlacchi übernehmen mußte, griffen in Verbindung mit seinen Studien seine Gesundheit an. Er reiste im Sommer 1825 nach Ems; zu Ende 1825 brachte er seine »Euryanthe« in Berlin auf die Bühne. Sein Hals- und Brustübel verschlimmerte sich 1826. Angestrengt setzte er seine Composition des »Oberon« fort, entriß sich den Armen seiner besorgten Freunde,

ging im Febr. nach London, wo er seinen herrlichen »Oberon« vollendete, aufführte, und am Tage wo der »Freischütz« zu seinem Vortheil gegeben werden sollte (den 5. Juni), sein tonreiches Leben aushauchte. Man begrub ihn als Katholiken feierlich in der Moorfieldscapelle. — Er hat in der musikalisch-dramatischen Composition Epoche gemacht, vieles Neue geschaffen, die Instrumente mit einziger, tiefer Wirkung angewendet, den Volksgesang veredelt und dem Singspiel ein neues Leben eingehaucht. Die Geistergesänge seines »Oberon« gehören zu den idealsten Charakteristiken die je aufgestellt worden sind. Leider hat er die komische Oper: »Die drei Pintos« (nach dem Texte von Theodor Hell), an welcher er seit mehren Jahren unterbrochen arbeitete unvollendet hinterlassen. W. verband übrigens die glänzendsten Eigenschaften in Einer Person; er war nicht nur einer der originellsten Tonsetzer, ein großer ausübender Künstler, der im Pianofortespiel große Eigenthümlichkeit beurkundete, ein ebenso feuriger als besonnener, einsichtsvoller und umfassender Director ein in dem ästhetischen u. grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischer Theoretiker, sondern auch einer der gebildetsten und geistreichsten Männer, der das Leben von einem höhern Standpunkt aus betrachtete als die meisten Künstler zu thun pflegen.

Weber (Gottfried), ein berühmter Theoretiker und praktischer Tonsetzer zugleich wissenschaftlich gebildeter Geschäftsmann, ist geb. zu Freinsheim, 4 St. von Manheim, 1779. Er studirte die Rechte, wurde Advocat und Kammerfiscal. Dabei bildete er sich durch guten Unterricht, sowie durch Anhören fremder Künstler in Wien, München, Kassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Musiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik. Er war eine Zeitlang

Director der Kirchenmusik und des musikal. Conservatoriums in Mannheim. Darauf verwaltete er das Amt eines Kriegsrichters in Mainz und war Mitglied des Theaterausschusses daselbst. Zuletzt ist er als großherzogl. Hofgerichtsrath und Generaladvocat des Cassationshofes nach Darmstadt versetzt und zum Ritter des großherzogl. hessischen Hausordens ernannt worden.

Wechsel (lettre de change, bill of exchange) heißt im Allgemeinen so viel als Tausch. In der engern Bedeutung versteht man unter Wechsel, Wechselbrief, eine schriftliche, das Wort Wechsel ausdrücklich enthaltende Anweisung, wodurch der Aussteller, oder wer in seine Verbindlichkeit getreten ist, bei Vermeidung persönlicher Haft, eine bestimmte Summe zu gewisser Zeit (Verfallzeit genannt) zu zahlen verspricht. Die Wechsel werden eingetheilt in 1) eigne Wechsel, d. h. diejenigen, in welchen der Aussteller die Zahlung selbst zu leisten verspricht. Diese heißen auch uneigentliche, trockene Wechsel (cambia sicca). Hier kommen nur 2 Personen in Betracht, nämlich der Aussteller und der Empfänger. 2) Trassirte Wechsel, Tratten, d. h. diejenigen Wechsel, in welchen der Aussteller die Zahlung durch eine fremde Person leisten zu lassen verspricht. Sie heißen auch eigentliche Wechsel deßwegen, weil die größten Handelsgeschäfte nur mit diesen Wechseln gemacht werden, daher auch Kaufmannswechsel (cambia mercantilia), auch nasse Wechsel (cambia trajectitia), weil sie oft über die See gehen. Bei diesen Wechseln werden 4 Personen, welche dabei vorkommen, obgleich nicht immer 4 verschiedene Subjecte sind, unterschieden. 1) Der Trassant, der den Wechsel ausstellt oder verkauft und das empfangene Geld an einem andern Orte wieder auszahlen läßt. 2) Der Remittent, d. i. Der, welcher den Wechsel kauft, das Geld zahlt, um das Geld an einem a. Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3) Der Präsentant, d. i. Der, welcher die Schuld zu heben

angewiesen ist und dessen erstes Geschäft darin besteht, den empfangenen Wechsel Dem, der ihn bezahlen soll, zur Acceptation zu präsentiren. Die Präsentation ist eine an den Acceptanten oder Trassanten gerichtete Frage, ob er den Wechsel honoriren will. Die Zeit dieser Präsentation hängt nicht von dem Willen des Inhabers ab, sondern ist an gewisse Vorschriften gebunden, welche sich nach den Worten richten, die in dem Wechsel stehen. 4) Der Trassat, d. i. Der, auf welchen der Wechsel gestellt ist; da derselbe durch die Unterschrift s. Namens sich zur Zahlung bereit erklärt, so heißt er auch Acceptant. Die Acceptation ist eine unter den Wechselbrief gesetzte Erklärung wodurch sich der Trassat zur Zahlung nach Wechselrecht verbindlich macht. Hierzu bedarf es bloß des Wortes »acceptirt« mit dem Namen des Trassaten.

Wechselseitiger Unterricht wird die Einrichtung der Volksschulen genannt, bei der fähigere Schüler jeder Klassenabtheilung ihre Mitschüler beim Lernen und Einüben mechanischer Fertigkeiten leiten und beaufsichtigen. Die in Frankreich aufgekommene Benennung ist unpassend, weil ein wechselseitiges Unterrichten dabei nicht stattfindet, sondern nur ein Vertreten der Stelle des Lehrers durch einzelne Ausgezeichnete, die von ihren schwächern Mitschülern nie Unterricht empfangen. Wie weit diese Schuleinrichtung, deren Ursprung in Indien zu suchen ist, wo der Reisende della Valle sie schon im 16. Jahrh. kennen lernte, bis 1818 verbreitet war, ist aus d. A. Lancaster zu ersehen. In England, von wo sie ausging werden jetzt an 500,000 (allein in London an 8000 in 43 Schulen), in Irland 30,000 Kinder nach dieser in den letzten Jahren sehr verbesserten Methode unterrichtet. Lancaster selbst war 1824 in dem südamerikanischen Freistaat Colombia, von Bolivar unterstützt, mit Errichtung solcher Schulen beschäftigt. Im britischen Ostindien hat eine So-

cietät zu Calcutta 88 Schulen seines Systems gestiftet, deren es auch in Malta, am Cap, am Senegal, in Sierra Leone und andern engl. Colonien gibt. Auch die Griechen ergriffen dieses Mittel, die ihnen fast ganz fehlenden Volksschulen wohlfeil zu errichten und haben deren zu Athen, Argos und auf den Inseln. Aus Frankreich kam das Interesse dafür nach Italien, wo nun Toscana (in Florenz 5 und in 30 Landgemeinden) und Parma seit 1822 ihre Errichtung erlaubte. In Neapel und in Spanien, wo unter den Cortes 1821 und 1822 in den meisten Hauptstädten solche Schulen entstanden, mußten sie 1823 eingehen. Frankreich hatte 1821 schon 1197 Kinderschulen und 166 Regimentsschulen dieser Art. Letztere mußten seitdem diese Methode ganz aufgeben, und von jenen sind in Folge der beharrlichen Gegenwirkung der Geistlichkeit und der Ministerien viele jetzt aufgelöst, da die Absicht, dem Volke, unter dem in Frankreich von 24 Mill. Erwachsenen nur 9 Mill. lesen und schreiben können, und von 6 Mill. Kindern nur 1⅔ Mill. Schulunterricht genießen, einige Bildung zu geben, als Parteizeichen des Liberalismus gefährlich befunden wird und mächtige Gegner hat. Aus ähnlichen Ursachen wurden diese Schulen in der östreich. Armee eingestellt und für ganz Oestreich untersagt, und in Rußland der anfangs große Eifer dafür bald so lau, daß über Versuche im Kleinen nicht hinausgegangen werden durfte. Fürchtete man in diesen Staaten ohne Grund, die Lancasterschulen möchten das Volk zu klug machen, so hat dagegen die dänische Regierung mit ganz entgegengesetzter, aber richtiger Erwartung seit 1819 angefangen, sie in Dänemark, Holstein und Schleswig allgemein einzuführen.

Wechselwinkel. Wenn 2 Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten werden, so heißen die auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, innern Winkel Wechselwinkel.

Wechselwirkung (mutuum commercium) ist das Verhältniß zweier gleichzeitig vorhandener Gegenstände oder Theile von Gegenständen, vermöge dessen sie sich gegenseitig bestimmen. So reden wir von Wechselwirkung aller einzelnen Dinge in der Welt, von Wechselwirkung der Glieder eines Organismus und des Ganzen; von Wechselwirkung des Geistigen und Leiblichen (der Seele und des Körpers) Jedes Wesen in der Welt ist von Andrem abhängig und bestimmt wieder Andres.

Weckherlin (Georg Rudolf), Dichter und Vorläufer von Opitz, wurde 1584 zu Stuttgart geb. Von s. Vater, der in würtemberg Staatsdiensten stand, zu einer gleichen Laufbahn bestimmt, studirte er die Rechte auf der Universität Tübingen, ohne jedoch darum das Studium der classischen Literatur und der Erlernung der wichtigsten neuern Sprachen zu versäumen. Nach der Vollendung seiner akademischen Laufbahn finden wir ihn auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, und auch in Spanien scheint W. gewesen zu sein. Sein erster Aufenthalt in England gehört in die Regierung König Jakobs I., und die engl. Poesie und Sprache haben so entschieden auf den Charakter der Weckherlin'schen Gedichte gewirkt, daß nur durch sie manche Eigenheiten derselben zu begreifen und zu erklären sind, vorzüglich die kecke Freiheit und die natürliche Kraft seiner Muse, die so einzig der pedantischen Ängstlichkeit und Mäßigkeit der nach holländ. und franz. Mustern gebildeten Dichter d. 17. Jahrh. gegenübersteht. Aus der engl. Sprache hat W. mehrere Wörter und Wendungen germanisirt, von denen aber nur wenige uns geblieben sind. Obgleich W. schon sehr früh angefangen hat, deutsche Verse nach eigener Weise und Regel zu schreiben, so vergaß er doch darüber seinen Beruf zum Geschäftsmanne nicht. Bald nach s. Rückkehr, in s. 25. J. ward er als herz. Secretair in der Kanzlei zu Stuttgart angestellt,

und daneben versah er den Dienst eines Hofpoeten mit gewissenhafter Treue. 1613 besang er die Heimführung der engl. Prinzessin Elisabeth, als Kurfürstin von der Pfalz und Pfalzgräfin zu Rhein, und auch in der Folge ergriff er jede Gelegenheit, den Ruhm und die Gnade des pfälzischen Hauses zu feiern. Nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, wo wir W.'s Leben nicht genau verfolgen können, finden wir ihn 1620 zu London, angestellt als Secretair bei der deutschen Kanzlei, welche nach der unglücklichen Katastrophe, die den Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam Jakobs I., um die Krone Böhmens und um s. altes Kurfürstenthum brachte, errichtet worden war, um die Verbindung zwischen England und dem protest. Deutschland zu unterhalten. Die Stelle, welche W. in dieser Kanzlei bekleidete, scheint nicht unwichtig gewesen zu sein, und er selbst spricht von vielen Sendungen, schweren Geschäften und weiten Reisen, die er als Secretary gemacht habe. Aber unter den Zerstreuungen und Täuschungen des Hoflebens, immer beladen mit Geschäften, welchen die Muse nicht hold ist, in der Fremde umherschweifend und aus s. Vaterlande verbannt, blieb W. ein Deutscher in der schönsten und stärksten Bedeutung und sang mit feurigem Muthe und unerschütterlichem Glauben, als protestant. Dichter, die Helden der deutschen Freiheit, Bernhard von Sachsen, den Mansfeld und vor allen Gustav Adolf, den Retter aus Norden. Der dreißigjährige Krieg, welcher auch die würtemberg. Lande verwüstete, raubte dem Dichter s. Erbe und führte den Tod s. geliebten jüngern Bruders Ludwig herbei, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und die väterlichen Güter verwaltete. Auch ein großer Theil von W.'s Jugendgedichten ging bei dieser Zerstörung zu Grunde. Solche Verluste und Schläge ertrug der Dichter mit männlicher Fassung und frommer Ergebung. Er starb gegen 1651, nachdem er 1648 von London aus die letzte zu Amsterdam gedruckte Ausg. seiner

Gedichte besorgt hatte. Die erste Ausg. derselben veranstaltete er schon in Stuttgart, wie sie 1618 erschien. Die folgenden wurden zu Amsterdam gedruckt, u. d. T.: »Geistliche und weltliche Gedichte«, 1641, 1646 und 1648. Unter den geistlichen Gedichten befinden sich mehre frei übers. Psalmen, die weltlichen bestehen aus Oden und Gesängen, Trauer- und Grabschriften, heroischen Gedichten, Buhlereien oder Liebesgedichten in der Form des Sonetts, welches er zuerst in die deutsche Dichtkunst einführte, Eklogen oder Hirtengedichten, Epigrammen und Erfindungen für Aufzüge, Ballette, Maskeraden u. s. w. Ein großer Theil dieser Gedichte, die Früchte s. Hofpoeterei, hat nur noch historischen Werth für uns. Dagegen verdienen s. Liebesgedichte, Trinklieder, Lobgesänge und Elegien auf die Helden s. Glaubens und seiner Zeit, s. Eklogen und Epigramme unsere vorzügliche Aufmerksamkeit. Echte Korngediegenheit, tiefes Feuer, kühne Freiheit des Geistes und eine oft bis zum Übermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und in der sprachlichen Form zeichnen W. vor allen Dichtern des 17. Jahrh. aus. Eine kecke Laune, ein Alles wagender Scherz und ein übersprudelnder Muthwille charakterisiren viele s. kleinern Gedichte, namentlich Trinklieder und Epigramme, und eine großartige Ironie beherrscht einige Gedichte aus der spätern Zeit s. Lebens, in denen er auf sich und s. Verhältnisse prüfend zurückschaut. In dem großen Gedichte auf Gustav Adolfs Tod erhebt er sich zu einer epischen Würde und Fülle, die im 17. Jahrh. von keinem Dichter unsers Vaterlandes erreicht worden ist. In der Form steht W. freilich unter Opitz, wenn wir auf Wohlklang und Regelmäßigkeit des Sylbenmaßes, auf Glätte und Reinheit der Sprache sehen. Er mißt die Sylben noch nicht, sondern zählt sie nur, und erlaubt sich viele Abkürzungen und Zusammenziehungen von Wörtern und Formen, welche uns hart erscheinen müssen; ferner ist s. Sprache voll An-

glicismen und Provinzialeigenheiten. Aber, wenn die Form in etwas höherer und weiterer Bedeutung aufgefaßt wird, so erscheint sie im W. so gediegen, wie sein Geist: lebendiger Wortdrang, scharfer Ausdruck, unumwundenes Aussprechen charakterisiren sie, und er trifft mit sicherer Wahl fast immer das Rechte für jeden Fall. W.'s Dichterruhm, der zu s. Zeit weit verbreitet gewesen zu sein scheint, wurde bald durch Opitz und s. Schule verdunkelt. Lange Zeit lagen s. Gedichte vergessen und verkannt, bis Herder 1779 zuerst wieder auf sie hinwies. Seitdem haben mehre Blumenlesen Gedichte von W, aber meist in sehr entweihter Gestalt, aufgenommen.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein Journalist, geb. 1739, war der Sohn eines Landpredigers zu Bothnang im Würtembergischen, starb den 24. Nov. 1792.

Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freih. v.), großh. hess. Staatsrath u. Leibarzt, aus dem alten niederdeutschen Geschlechte der Wedekinde, geb. am 8. Jan. 1761 zu Göttingen, wo s. Vater Professor war. Er starb am 28. Oct. 1831.

Wedgewood, Wedgwood, eine nach ihrem Erfinder benannte Gattung engl. Steinguts (s. Töpferkunst), die sich durch Härte, Feinheit und Schönheit auszeichnet. Josiah Wedgewood, ein armer Töpfer aus der Grafschaft Stafford, geb. 1731, erfand in dem letzten Drittel des vorigen Jahrh. zuerst ein blaßgelbes Steingut von großer Dauerhaftigkeit und trefflichem Glanze. Darauf folgten: 1) Das schwefelgelbe Steingut (**line ware Biscuit** oder **Queen's ware**), das den Säuren, wie dem Wechsel der Hitze und Kälte widersteht, und schön gemalt und verziert wird; 2) das weiße Wedgewoodporzellan (**white China**) von gleichen Eigenschaften; 3) das Jaspisporzellan (**Jasper**), weiß und durchscheinend, dabei sehr schön und zart und mit dem besondern Vorzuge, daß es eine Farbe

durch und durch annimmt; 4) Basalt, eine mit fast allen Eigenschaften des Basalts versehene Masse von schöner Schwärze, welche die höchste Politur annimmt, am Stahl Feuer gibt, allen Säuren widersteht und auch zum Probirstein der Metalle dienen kann; 5) Terra cotta, welche den Granit, Porphyr u. s. w. nachahmt; 6) Bamboo, ein rohrartiges, gestreiftes Biscuitporzellan und 7) Biscuitporzellan, eine achatähnliche Masse von außerordentlicher Härte und Undurchdringlichkeit, übrigens wie das Bamboo von den Eigenschaften des weißen. Die große Fabrikanlage Wedgewood's unweit Newcastle macht einen eignen Flecken aus, welcher Etruria heißt; die Hauptniederlage der sämmtlichen Erzeugnisse derselben befindet sich zu London. W. starb 1795.

Weeninx 1) (Johann Baptist), berühmter Maler, geb. 1621 zu Amsterdam. Er hielt sich einige Jahre in Italien auf, arbeitete dort viel für große Herren und begab sich dann nach Utrecht, wo er 1660 starb. Einen noch größern Ruf erlangte s. Sohn 2) Johann W., geb. zu Amsterdam 1644. Stillleben, Hirsch- und Schweinsjagden (einige verfertigte er für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm), lebendige und todte Thiere (eben geschossene Hasen, Rehe, todte Schweine, Hühner, Vögel ꝛc.) hat er mit einer unerreichbaren Naturwahrheit und mit großem Farbenzauber dargestellt. Schöne Werke von ihm besitzen die Galerien von München, Dresden und Pommersfelden. Er starb zu Amsterdam 1719.

Wegemesser, Schrittmesser, Meilenmesser. Nichts ist leichter, als den geradlinigen Raum zu messen, den ein Rad durchlaufen muß, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der Kopf des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die Anzahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Weg. Auf diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht also die Einrichtung des

Wege- oder Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann sehr verschieden sein. — Die mit Vermessung der Poststraßen im Preußischen beauftragten Baubedienten hatten solche Wegemesser in der bequemen Gestalt von Schubkarren, die sie vor sich herschieben lassen konnten.

Wegscheider (Julius August Ludwig), ist am 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen geb., wo sein Vater Prediger war. Nach gründlichen Vorstudien auf dem Pädagogium zu Helmstädt und dem Collegium Carolinum zu Braunschweig bezog er die Universität Helmstädt und widmete sich dem Studium der Theologie, welches er mit dem der Philologie und Philosophie eifrig verband. Nach beendigten Universitätsstudien erhielt er die Würde eines Doctors der Philosophie und legte, als Mitglied des unter Wiedeburg's Leitung stehenden philologischen Seminars und als Lehrer an demselben Pädagogium, dem er s. frühere Ausbildung verdankt, die ersten Proben seiner Lehrgeschicklichkeit ab. Bald darauf übernahm er eine ihm angetragene Hauslehrerstelle in dem Sillem'schen Hause zu Hamburg, und hielt daneben als Candidat des dortigen Ministeriums öfter mit Beifall Predigten. 1805 ging er nach Göttingen, wo er als Magister legens und theologischer Repetent mit Beifall lehrte und im vertrauten Umgange mit s. Freunde Bouterweck glückliche Tage verlebte. Nicht ohne Rührung verließ er diesen Ort, als die Universität unter der westphälischen Regierung 1810 aufgehoben und er als ordentl. Prof. der Theologie nach Halle versetzt ward, wo sich der Kreis s. Wirkens beträchtlich erweiterte. Die Vorlesungen, welche W. seit dem Antritt s. Lehramtes gehalten hat und noch fortwährend mit sich stets gleichbleibendem Beifall hält, betreffen Exegese des Neuen Testaments, Dogmengeschichte und besonders Dogmatik.

Zum Behufe des Collegiums über die Glaubenslehre gab er 1815 s. »Institutiones theologiae christianae dogmaticae« heraus, welche 1832 in der siebenten vermehrten Ausgabe erschienen. In diesem Werke wird das supranaturalistische System nach dem ältern kirchlichen Lehrbegriffe aufgeführt, nach dem Gesichtspunkte des Rationalismus, oder richtiger des kritisirenden Verstandes beurtheilt, und dann das von Wegscheider zuerst mit völliger Consequenz durchgeführte rationalistische System der christlichen Glaubenslehre dargestellt. Neben den Vorlesungen leitete W. ununterbrochen die Übungen einer theologischen Gesellschaft, zu der eine Zahl ausgewählter Jünglinge Zutritt hatte und welche seit 1826 in eine besondere Abtheilung des königl. theologischen Seminars unter Direction W.'s übergegangen ist.

Wehrgeld (werigild, widrigeldum). Rohe, oder wenn man will, jugendliche Völker, u. a. auch die germanischen Stämme von Tacitus bis ins Mittelalter, wissen noch nichts davon, daß nur der Staat strafen soll, oder daß er Beleidigungen der Einzelnen unter einander strafen darf. Sie hielten es für Schande, sich nicht selbst zu rächen, und dies Recht der Blutrache ist allgemeines Gesetz. Aber doch muß die Sache ihre Grenze haben, wenn nicht ein allgemeiner Ausrottungskrieg Aller gegen Alle entstehen soll, und es entsteht das Recht der Compositionen, Abfindung des Todtschlägers mit der Familie des Getödteten, ein nach Verschiedenheit des Standes abgemessenes Sühngeld, Wehrgeld, welches der Mörder zu geben und jene anzunehmen schuldig sind. Wer sich weigert, tritt aus dem Bande und Schutze der Gemeinde und muß die Gefahren der ungesühnten Feindschaft wagen (Faidam portet). Wehrgeld mußte für den Tod, aber für jede geringere Verletzung eine geringere Composition nach einem in den alten Gesetzen genau entworfenen Tarif, und daneben eine Strafe für den gebrochenen Frieden an den König bezahlt werden, bis endlich

das Strafrecht des Staats als das alleinige anerkannt wurde. Doch hat sich die Buße für unvorsätzliche Todtschläger noch hier und da lange erhalten.

Weichbild heißt 1) das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, nach Eichhorn, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Grenzen eines Stadtgebietes durch geweihte Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lat. vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen; auch von Wik (Stadt) und Bill (Recht). 2) Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Rechten und Gesetzen jeder Stadt entschieden werden. Der Name Weichbild erscheint erst im 12. Jahrhunderte.

Weichsel (polnisch Wisla, lat. Vistula), ein 100 Meilen langer, schon bei Krakau schiffbarer Strom, der im östr.-schlesischen Fürstenthume Teschen am nördl. Abhange der Karpathen entspringt, in seinem Laufe gegen O. den Freistaat Krakau und Galizien umfließt, dann gegen Nordwesten das Königreich Polen durchströmt aus demselben bei Nieszchelitz in Westpreußen tritt, und von da bis zu s. Mündung in die Ostsee dem preuß. Staate angehört. Unterhalb Marienwerder, bei Montau, theilt sich dieser Strom in 2 Arme. Von diesen fließt der östliche, der Nogat, 1 Meile hinter Elbing ins frische Haff. Der westliche aber, die Weichsel, theilt sich bei Fürstenwerder, 2 Meilen vor Danzig, wieder in 2 Arme, wovon der linke nordwärts von Danzig bei Weichselmünde in die Ostsee fällt, der rechte aber endlich vielmal getheilt ins frische Haff fließt. Die Weichsel liefert viele

und gute Fische; der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse, an Getreide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da weiter ausgeführt werden. Durch den bromberger Canal steht sie mit der Oder in Verbindung. Unter den schiffbaren Flüssen, welche sie aufnimmt, sind der Dunajez, die Wysloka, der San, die Wieprz, Pilica, der Bug mit der Narew, die Bzura, die Drewenz und die Brahe die bekanntesten.

Weichselzopf, eine Krankheit der Haare die zunächst in Polen einheimisch und dort bereits seit den Einfällen der Tataren im 13. Jahrh. bekannt ist. Die Ärzte sind über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit keineswegs einig, und die meisten sehen darin nur eine Art von Krisis einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint. Andere leiten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Unsauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daselbst her, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden sorgfältig vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Larrey darüber in Polen während des Feldzuges 1806 — 7 sammelte, scheinen darüber Folgendes festsetzen zu lassen. Der Weichselzopf ist eine eigne krankhafte Verwirrung der Haare mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden, die sich meistentheils bei venerischen und skrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet und insofern als die Abscheidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopfe sehr groß ist und die schnelle Unterdrückung desselben durch Abschneiden der hitzenden Haare, welche so verdickt sind

um so mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das dortige Klima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer andern Jahreszeit als dem Winter den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daß aus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man in einigen Schriftstellern liest; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Reinlichkeit derselben, fleißiges Kämmen, verhindert die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum sind nur die niedern Stände, besonders aber die Juden, damit heimgesucht, wozu das Vorurtheil, die sich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz ꝛc. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Barte zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältiger beachten als die Kopfhaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf.

Weigel (Karl), Dr., k. russ. und großh. sächs. Hofrath, Ritter des Wladimirordens, ausübender Arzt in Dresden, ward geb. den 1. Dec. 1769 zu Leipzig, wo sein Vater Universitätsproclamator und verpflichteter Interpres der neugriech. Sprache war.

Weigel (Johann August Gottlob), geb. zu Leipzig 1773, Bruder des Vorigen, Universitätsproclamator und Buchhändler zu Leipzig.

Weigelianer war der Name einer Sekte schwärmerischer Mystiker des 17. Jahrh., die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Ihr Stifter war Val. Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächs. Erzgebirge, geb. 1533 zu Großenhain in Sachsen, gest. 1588, ein frommer, unbescholtener Mann und beliebter Prediger.

Weigl (Joseph), Operncomponist. 1766 zu Eisenstadt in Ungarn geb., wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterhazy'schen Capelle war. Sein Vater, der ihn zum Studium der Medicin bestimmt hatte, war nicht wenig überrascht, zu entdecken, daß der Sohn schon in seinem 15. Jahre heimlich eine kleine Oper componirt hatte. Gluck und Salieri bewirkten, daß dieser erste Versuch vor dem Kaiser aufgeführt wurde, der auch das junge Talent aufmunternd belohnte. Der Kaiser Leopold verschrieb ital. Meister, welche für die kaiserl. Oper componiren sollten; unter diese gehörte Cimarosa. W. erwarb sich bald dessen Gunst, und dies bewirkte ihm eine Gehaltszulage und die Aussicht, auf kaiserl. Kosten nach Italien zu reisen. Aber Kaiser Leopold starb. W.'s 3. Oper, die er damals geschrieben: „**La principessa d'Amalfi**", erhielt großen Beifall. Unter Kaiser Franz blieb er Capellmeister der ital. Oper, doch componirte er auch für die deutsche Oper unter des Barons Braun Direction Opern und Ballette. Unter s. damaligen Opern gefielen „**Giulietta e Pierotto**", „**I solitarj**", „**L'amor marinaro**" (auch deutsch: »Der Corsar aus Liebe«) und die deutsche Operette: »Das Dorf im Gebirge«. Durch s. Oper: „**L'uniforme**", welche auch später ins Deutsche übertragen ward (»Die Uniform«), erwarb er sich der Kaiserin Maria Theresia Schutz und Gunst, welche bei der Aufführung zu Schönbrunn selbst die erste Partie sang. Auch mußte er mehre Opern (z. B. „**Il principe invisibile**"), Gelegenheitscantaten und Oratorien („**La passione**" und „**La resurezzione del N. S. Gesù C.**") componiren. Durch Ablehnung eines Rufes nach Stuttgart erhielt er lebenslängliche Anstellung in Wien. Unter der neuen Direction der Hoftheater führte er s. Oper »Kaiser Hadrian« auf, welche im Auslande mehr Glück als in Wien machte. Kurz darauf componirte er auch die liebliche kleine Oper »Adrian von Ostade«. Indessen erhielt er einen Ruf nach

Mailand, um daselbst 2 Opern zu schreiben. Dieses waren die seria: „Cleopatra“ und die Opera bussa: „Il rivale di se stesso“ (»Liebhaber und Nebenbuhler in eigner Person«). Er schrieb sie 1807 in Mailand und machte mit der letztern furore. Den Antrag, Director des Conservatoriums zu werden, lehnte er ab und kehrte nach 7 Monaten nach Wien zurück. W.'s musikalischer Charakter eignet sich im Ganzen mehr für das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Glänzende und Große.

Weihbischof ist ein hoher Geistlicher der kath. Kirche, der zum Bischof geweiht worden ist, jedoch kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern nur den Titel von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegenen — ehemaligen bischöfl. Sitze erhält, folglich nur Bischof in partibus infidelium.

Weihnachten wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht gefeiert, da die christliche Sitte überhaupt lieber den Tag des Todes merkwürdiger Personen als den Tag ihrer Geburt auszeichnete. Daher war die Feier der Gedächtnißtage des Märtyrers Stephanus und der zu Bethlehem ermordeten unschuldigen Kinder schon im Gange, als, wahrscheinlich im Gegensatze gegen die von der Geburt Christi unwürdig lehrenden Manichäer, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im 4. Jahrh. aufkam, und im 5. Jahrh. in abendländischen Kirchen für immer auf das altrömische Fest der Sonnengeburt (25. Dec.) gelegt wurde, obschon über den Tag, an welchem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. In den Morgenländern hielt man Weihnachten erst am 6. Jan. Aus dem Evangelium Lucä wußte man, daß die Geburt Jesu zur Nachtzeit geschehen sei, und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24. zum 25. Dec., woher späterhin bei uns der Name Weihnachten erstand. Man vereinigte die Gedenktage des

Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes mit Weihnachten, und machte es so zu einem 3tägigen hohen Feste.

Weikard (Melchior Adam), k. russ. Etatsrath, oranien-nassauischer Geh.-Rath, Director des Medicinalwesens zu Fulda, u. Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, war 1742 zu Römershag im Fuldaischen geb. Er starb 1803 zu Brückenau.

Weiland (Peter), Prediger bei der Remonstrantengemeinde zu Rotterdam, ein um die holländische Sprache und Literatur sehr verdienter Gelehrter, geb. zu Amsterdam 1754.

Weiller (Kajetan v.) bis 1823 königl. bairischer Studiendirector, ist den 2. Aug. 1762 zu München von armen bürgerlichen Eltern geboren.

Weimar (Sachsen-Weimar und Eisenach), ein Großherzogthum, welches aus den Provinzen Weimar und Eisenach besteht, und auf 67 □M. nach Hassel 224,654 E. zählt. — 1. Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Hat irgend ein Fürst gezeigt, daß auch in einem kleinen Lande Großes geschehen könne, so hat dies der Großherzog von Sachsen-Weimar gethan. Als der Großvater desselben, Herzog Ernst August (geb. 1688), im J. 1707 zur Regierung kam, theilte er sie, die außer der Stadt Weimar nur wenig Ämter umfaßte, bis 1728 mit seinem Oheim Herzog Wilh. Ernst, einem vortrefflichen Fürsten, dessen ruhig waltender Sinn aber mit dem feurigen Geiste des Neffen oft wenig übereinstimmte. Der Letztere ließ sich daher die Einführung der Primogenitur desto angelegener sein, welche 1724 die kaiserliche Bestätigung erhielt. 1741 vereinigte er nach dem Tode des letzten Herzogs von Eisenach Wilhelm Heinrichs die Lande dieser Linie mit den seinigen. Er führte die Regierung mit Geist und auf eine sehr selbstständige, freilich zuweilen auch von dem Gewöhnlichen abweichende Weise. Von ihm rührt

das Jagdschloß Belvedere her. Als er 1747 zu Eisenach starb, gab die Vormundschaft über s. einzigen erst 10jähr. Prinzen Veranlassung zu großen Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Sachsen-Gotha,-Meiningen und-Koburg. Der Prinz wurde in Gotha erzogen und hatte noch nicht voll 19 J. alt, am 1. Jan. 1756 die Regierung (kraft kaiserl. Majorennitätserklärung) übernommen, als er am 28. Mai 1758 schon verstarb und eine erst 18jährige Gemahlin und einen Erbprinzen von 8 Monaten (geb. am 3. Sept. 1756) hinterließ. Ein zweiter Prinz, Friedr. Ferd. Konstantin, wurde noch nach dem Tode des Vaters am 8. Sept. 1758 geb. Hier erneuerte sich der Streit über die Vormundschaft, welche jedoch vom Reichshofrath der fürstl. Mutter, der Herzogin Amalie (s. d.), Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, zugesprochen wurde. Mit ihr fing sich die Blüthezeit von Weimar an, an dessen kleinem Hofe sich bald ein Kranz der ausgezeichnetsten Männer vereinte, und mit welchem Alles, was Deutschland Großes und Schönes aufzuweisen hatte, in enger Verbindung war. Die Herzogin Obervormünderin, anfangs selbst noch unter Vormundschaft ihres Vaters, aber bald für majorenn erklärt, widmete der Erziehung ihrer Söhne und der Landesverwaltung eine gleich aufmerksame und glückliche Sorge. Mit großer Klugheit leitete sie den kleinen Staat durch die schwierigen Zeiten des siebenjähr. Krieges. Ein vielseitig gebildeter Staatsmann, der ältere Minister v. Fritzsch, war ihr vorzüglicher Rathgeber. Der Erbprinz war von einer so zarten Constitution, daß man kaum ein langes Leben für ihn zu hoffen wagte, aber sorgfältige Erziehung und die in ihm wohnende geistige Kraft machten glücklicherweise jene Besorgnisse vergeblich. Die fürstl. Mutter wählte ihm und dem jüngern Prinzen Konstantin die trefflichsten Aufseher und Lehrer; Beider Gouverneur war von 1761—75 der nachmalige preuß. Staatsminister Graf v. Görz; Lehrer der Prin-

zen waren unter Andern Wieland, v. Knebel und für die eigentlichen Regierungsgeschäfte der nachherige Geheimerath und Kanzler Schmid. Im Dec. 1774 führten der Graf v. Görz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise knüpfte sich die Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Göthe, welche für das Leben und Wirken Beider so entscheidend geworden ist. Ein 17jähr. Fürst und ein 25jähr. Dichter schlossen einen Bund, dessen 50jähr. Dauer (von dem Eintritt Göthes in weimarische Dienste gerechnet) 1825 mit einer herzlichen allgemeinen Theilnahme gefeiert wurde. Als der Herzog s. 18. J. zurückgelegt hatte, übergab ihm die Herzogin Mutter an s. Geburtstage, 3. Sept. 1775, die Regierung, um von da an nur sich selbst und den Musen zu leben. Was der Herzog Karl August von diesem Augenblicke an für s. Land in einer mehr als 50jähr. Regierung gewirkt, wie s. edle Mutter bis an ihren 1807 erfolgten Tod alles Schöne und Gute schützen und fördern half wie die Herzogin Louise, s. Gemahlin, geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt, vermählt am 3. Oct. 1775, mit wahrhaft fürstl. Sinne ihm zur Seite stand, kann auf diesen wenigen Blättern nicht auseinander gesetzt werden. Die Namen Göthe, Herder, Wieland, Schiller, v. Voigt, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus und viele andere talentvolle Männer sind Zeuge Dessen, was der Geist des Fürsten aus Weimar gemacht hat. Alle Zweige der Verwaltung wurden in diesen 50 J. neu geordnet, der Herzog selbst, mit den Ministern Göthe und Voigt, war der unermüdliche und eifrige Beschützer und Pfleger der Universität Jena. Der schöne Park, das 1771 abgebrannte und aus seinen Trümmern schöner wiedererstandene Residenzschloß, der botanische Garten zu Belvedere, die neuerbaute große Bürgerschule und manche andere Schöpfung sind Beweise, daß dem Herzog kein für die Menschheit wichtiger Gegenstand fremd blieb, und daß sich mit den beschränk-

ten Mitteln eines kleinen Landes doch durch Beharrlichkeit und zweckmäßige Thätigkeit Großes ausrichten läßt. Zwei Mal folgte der Herzog auch dem Drange, sich im Kriege zu versuchen. Er machte den Feldzug gegen Frankreich 1792 und gegen Napoleon 1806 mit, kehrte aber, da das Glück die preuß. Waffen nicht begünstigte, beide Male bald zu s. Lande zurück. Er schloß sich im Dec. 1806 dem Rheinbunde an, trat im Nov. 1813 wiederum dem großen Bunde gegen Napoleon bei, war 1815 auf dem Congreß zu Wien gegenwärtig, und erhielt mit der großherz. Würde eine Gebietserweiterung, wodurch Weimar als die älteste Linie des Gesammthauses Sachsen für manche frühere Ungunst der Verhältnisse nur eine mäßige Entschädigung fand. Der Großherzog war einer der ersten deutschen Fürsten, welcher das dem gesammten deutschen Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert gelöst hat. Er versammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauerstande, und mit ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet, welches am 5. Mai 1816 bekannt gemacht wurde. Das Regierungsjubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825 war ein Volksfest im vollsten und edelsten Sinne des Worts (S. »Weimars Jubelfest am 3. Sept. 1825«, 1. u. 2. Abtheilung. Weimar, Hoffmann). Auf der Rückreise von Berlin, wo er die ihm so glücklich verwandte königliche Familie besucht hatte, nach Weimar, starb er plötzlich den 14. Juni 1828, in Graditz bei Torgau, an einem Schlagflusse. Er ward neben Schiller zur Erde bestattet.

Weimar, an der Ilm, Hauptst. des Großherzogth. Sachsen-Weimar, zählt 843 H. mit 10,000 E. Das Schloß hat eine schöne Lage und ist im Innern äußerst geschmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht sich der Park, eine der reizendsten Anlagen, die jeder gro-

ßen Stadt zur Zierde gereichen würde. Die großherzogl. Bibliothek, mehr als 130 000 Bde., außer den Kupferstichen, Manuscripten u. Handzeichnungen, ist zweckmäßig aufgestellt. Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine freie großherzogl. Zeichnenschule, ein Zuchthaus, ein Waisenhaus, ein wohlthätiges Fraueninstitut, ein Hospital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein 1825 neugebautes Hoftheater, dessen Personal unter Göthe's und Schiller's Leitung zu den ausgesuchtesten Deutschlands gehörte und viel zur Richtung des guten Geschmacks beigetragen hat. Das weimarische Kunstinstitut hat Zweige in Eisenach und Jena. Merkwürdig sind hier noch Bertuch's (jetzt Froriep's) Industriecomptoir mit dem Geographischen Institute.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badischer Oberbaudirector, Commandeur des hessen-darmstädt. Verdienst- und Ritter des Zähringer Löwenordens, geb. zu Karlsruhe den 9. Nov. 1766, wo s. Vater ein Zimmermann war. Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar und lichtvoll. Aus W.'s Schule sind über 100 tüchtige Architekten hervorgegangen. Als Mensch war W. bieder, offen, unbestechlich. Nie hat er sein Urtheil nach Umständen geändert. Jedem aufstrebenden Talent trat er ermunternd entgegen, und jedem Unglücklichen stand sein Herz offen. Seine rastlose Thätigkeit beschleunigte zum Theil seinen Tod. Unter seinen hinterlassenen Schriften befindet sich seine Autobiographie, welche Dr. Aloys Schreiber mit einem Anhange begleitet (Heidelberg 1829) herausgegeben hat.

Weingeist, s. Branntwein und Alkohol.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich der weißen, mit Silberglätte, zu entdecken. Indeß hat man für die verschiedenen Verfälschungen auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken Schwefelgehalt durch eine

Auflösung von ätzendem Laugensalz und Wasser. Zu stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die Hahnemann'sche Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch Metalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metall bleibt der Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei, ein dunkelbrauner, so ist Kupfer, ein pomeranzenfarbener, so ist Spießglanz, ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemann'sche Weinprobe nicht zu entdecken ist, wird durch Gallapfeltinctur entdeckt, indem eisenhaltiger Wein dadurch eine schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weißen Weinen beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetröpfelte Kaliauflösung oder kaustische Ammoniumflüssigkeit einen graubläulichen Niederschlag erzeugt. Beigemischter Weingeist verräth sich durch den Geruch; auch verflüchtigt er sich schon bei einem Wärmegrad von 170 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eigenthümlichen Weingeiste erst bei 212° geschieht.

Weinsberg, Stadt und Sitz eines Oberamtes im würtemberg. Neckarkreise, an der Sulm, mit 1720 E., hat Weinbau. Die Trümmer des Schlosses Weibertreu erinnern an die Belagerung desselben 1140, wo Kaiser Konrad III. nur den Weibern freien Abzug mit dem Besten auf dem Rücken gestattete. 1823 ward hier ein Frauenverein gestiftet zur Verschönerung des Berges und zur Unterstützung unbemittelter Frauen, die sich durch Treue und Aufopferung ausgezeichnet haben (vergl. Welfen.)

Weinstein ist die aus jungen Weinen sich scheidende feste, rothe oder graue Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt, und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen und Abdunsten wird er

von den färbenden und andern nicht wesentlichen Stoffen gereinigt, und gibt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder die Weinkrystalle. Weinsteinrahm, vergl. Cremor tartari. Der gereinigte Weinstein besteht aus einer ihm eigenthümlichen Säure und aus Kali, und wird mit verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber die Chemie nähere Auskunft gibt.

Weishaupt (Adam), geb. zu Ingolstadt den 6. Febr. 1748, studirte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden war, die Stelle eines juristischen Repetenten, 1772 eine außerordentl. Professur der Rechte und 1775 die Professur des Natur- und kanonischen Rechts, mit dem Titel eines Hofraths. Da die Lehrerstelle des kanonischen Rechts vorher immer von Ordensgeistlichen war bekleidet worden, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal da er, ein Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterster Feind zeigte. Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehren guten Köpfen in Verbindung und suchte sie für seinen sogen. Kosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber so offen und so schuldlos zu Werke, daß man ihm deßhalb öffentlich nichts anhaben konnte; desto mehr beeiferten sich die Jesuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer zu necken. Als Rechtsgelehrter erlangte er viel Ruhm; seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht, er benutzte diese Gelegenheit, seine neue Lehre seinen Zuhörern bekannt zu machen, und so ward sein Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitismus, für welchen er selbst den so berüchtigt gewordenen Illuminatenorden (s. d.) stiftete. Nachdem W., als ein Opfer mönchischer Verfinsterung und eigener Unvorsichtigkeit, seine Lehrstelle 1785 verloren hatte, ging er nach Gotha, wo er mit dem Titel eines sächs.-gothaischen Legationsraths seit 1786 als Privatmann lebte und sich durch Herausg. mehrerer philosophischen Schrif-

ten auszeichnete. Er starb daselbst am 18. Nov. 1830, im 83. Jahre s. Alters.

Weisheit ist das in einer guten Gesinnung und thätigen Äußerung derselben wirksame Wissen des Wahren. Sie geht also vom Wissen aus, ist auf feste Überzeugung des Wahren, und zwar des unbedingt Wahren, gegründet, bleibt aber dabei nicht stehen, sondern wird praktisch. Je ausgebildeter das Wissen und die Gesinnung ist, desto höher und würdiger ist die Weisheit. In ihr sehen wir das Resultat des ganzen Lebens; darum unterscheidet sie sich auch von der Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, welche oft ohne dieselbe ist.

Weissagungen, oder Prophezeihungen, sind bestimmte und deutliche Vorherverkündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im voraus von keinem Menschen durch Schlüsse erkannt oder durch absichtliche Anordnungen veranstaltet werden konnten, und sich doch wirklich so zutrugen.

Weiße (Christian Felix). Gleich schätzbar als Schriftsteller und als Mensch, gehört W. unter die verdienstvollsten Männer s. Zeitalters. Er ward den 8. Febr. n. oder d. 28. Jan. a. St. 1726 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge geb., starb 1804.

Weißenthurn (Johanna Franul v.), Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, ward 1773 zu Koblenz geb. und war die Tochter des Schauspielers Benj. Grünberg. Es verdient Erwähnung, daß sie 1809 auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn vor Napoleon die Phädra spielte. Während der Vorstellung äußerte Napoleon, der das franz. Original nachlas, er habe nicht geglaubt, daß die tragische Kunst in Deutschland solche Fortschritte gemacht habe, und ließ der Künstlerin ein Geschenk von 3000 Franken zustellen. Im 2. Jahre ihres Aufenthalts in Wien heirathete Johanna den Hrn. v. Weißenthurn der aus einer Patrizierfamilie in Fiume und Cassirer des

Arnstein'schen Handlungshauses war. Ihr besseres Schicksal benutzte sie jetzt, um sich in wissenschaftlicher Hinsicht alles ihr Fehlende anzueignen. Das Talent zur Schriftstellerin entwickelte sich bei ihr erst im 25. Jahre und zwar auf Veranlassung einer Wette. Nach einem Plane, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Tagen das Trauerspiel: »Die Druſen.«

Weißes Meer ist ein großer Busen des Eismeers zwischen der Halbinsel Kanin und der Küste von Lappland, der sich nach Süden bis fast zum 64.° der Br. herabzieht. Er hat s. Namen davon, daß er einen großen Theil des Jahres über gefroren und mit Schnee bedeckt ist. Schifffahrt auf ihm findet nur von der Mitte des Mais bis Ende des Sept. statt. Die Küste ist von vielen Felsen und kleinen Inseln umgeben, zwischen welchen gegen 30 Flüsse sich ausmünden, wovon der Dwina-, Onega- und Mezenfluß die größten sind. Die Mündung des letztern bildet eine Bai, an der eine Stadt gl. N. liegt. Die Dwina geht in 2 Armen ins Meer, die von einer Insel getrennt werden. An ihr liegt das 1584 gegründete wichtige Archangel (s. d.), der Hauptstapelplatz jener Gegend. Unter den Inseln des weißen Meeres ist die Solowkiinsel im Onegabusen die größte. 2 Canäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dnepr. verbinden, lassen aus dem weißen Meere unmittelbar ins kaspische und schwarze Meer schiffen.

Weitsichtig wird Derjenige genannt, welcher kleine Gegenstände nur bei sehr hellem Lichte und in einer größern Entfernung vom Auge, als sonst gewöhnlich ist, deutlich erkennen kann. Es ist dies ein Fehler, an dem alte Leute häufig leiden und welcher deshalb in der Kunstsprache Presbyopie genannt wird. — Die Lichtstrahlen, welche von dem sichtbaren Gegenstande ausgehen und in dem Auge zu einem Kegel gebrochen werden müssen, vereinigen sich bei diesem Fehler erst

hinter der Retina zum Focus, oder in der Spitze des Kegels. Dies geschieht, wenn die Hornhaut oder die vordere Fläche der Krystallinse zu wenig convex sind, wenn die letztere der Netzhaut zu nahe liegt, wenn die Kraft der durchsichtigen Theile des Auges, das Licht zu brechen, vermindert ist, die Gegenstände dem Auge zu sehr genähert werden, und wenn die Pupille zu sehr verengt ist. — Dieser Fehler läßt sich meistentheils nicht wieder beseitigen, sondern durch den Gebrauch convexer Gläser bloß verbessern; indessen hat man bisweilen beobachtet, daß Leute, welche im 50. Jahre an demselben zu leiden anfingen, im höhern Alter davon befreit wurden und ohne Gläser wieder lesen konnten. Eine Hauptregel bei dem Gebrauche der letztern ist daß man sehr langsam von einer schwächern zu einer höhern Nummer übergeht.

Weitzel (Johannes), ist geb. zu Johannisberg im Rheingau d. 24. Oct. 1771. Als Custine 1792 mit den Franzosen Mainz besetzte, zog W. sich in den Rheingau zurück und nahm die Stelle eines Hauslehrers bei einer befreundeten Familie an. Einige Jahre später vollendete er s. zu Mainz unterbrochenen Studien in Jena und Göttingen, machte eine Reise nach Dresden und endlich durch einen Theil von Frankreich und der Schweiz, kehrte dann nach der geliebten Heimath zurück, wo er im Schoße der Seinigen den Studien lebte. Im Rheingau erhielt W. 1798 von der franz. Behörde, die das linke Rheinufer organisirte, den Ruf als Commissair der Regierung im Canton Otterberg, Depart. vom Donnersberg, und folgte ihm. Bei der Reorganisation der franz. Verwaltung 1800 ward W. übergangen. Die vereinigten Bemühungen der ersten Behörden des Depart., die sich sehr für ihn verwendeten, konnten keine Beförderung, nicht einmal eine Verbesserung s. Schicksals von der Regierung erlangen. Der Polizeiminister entzog ihm sogar die Redaction der »Mainzer Zeitung«, die den bedeutendsten Theil s. Einnahme bildete. Ohne Zweifel hatte

er es mit der geheimen Polizei des Kaisers durch die Ablehnung eines Auftrags verdorben, mit dem ihn Savary, nachheriger Herzog v. Rovigo und Polizeiminister, beehren wollte. Die verhängnißvollen Jahre 1814 und 1815 gaben dem Schicksal der Welt und auch dem seinigen eine andere Wendung. Unter dem seltsamen Provisorium in Mainz auf mancherlei Weise geneckt, nahm er den Ruf als Hof- und Revisionsrath in das Herzogthum Nassau, zu dem nun sein Geburtsland, der Rheingau, gehörte, mit Vergnügen an. In Wiesbaden gab er die »Rheinischen Blätter« heraus, und was der Mensch sonst sein Glück zu nennen pflegt, schien nun fest begründet, als die Beschlüsse der karlsbader Conferenzen es wieder zerstörten. W., der unter einer Censur nicht schreiben wollte, entsagte den »Rheinischen Blättern« u. mit ihnen einer Einnahme, die schon ein sorgenfreies Dasein gesichert hatte. 1820 ward er zum herzogl. Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden ernannt, in welcher Eigenschaft er noch thätig ist.

Welcker (Friedrich Gottlieb), Prof. der Alterthumswissenschaft zu Bonn, ist zu Grünberg im Hessen-Darmstädtischen den 4. Nov. 1784 geb.

Welfen oder **Guelphen** war der Name eines berühmten Fürstenhauses, das im 11. Jahrh. aus Italien (Otto von Freisingen setzt ihre ältesten Besitzungen zwischen dem Brenner und St.-Gotthard) nach Deutschland verpflanzt, eine Zeitlang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königl. und herzogl., noch fortblüht. Nach des Geh.-Justizraths Eichhorn »Urgeschichte des Hauses der Welfen« tritt dasselbe erst mit dem 9. Jahrh. in der letzten Periode Karls des Großen in das volle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist durch die Stiftung des hanöverischen Guel-

phenordens (s. Hannover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland und späterhin vorzüglich in Italien den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gibellinen, widersetzte (vergl. Friedr. v. Raumer's »Gesch. der Hohenstaufen«, Lpz. 1823.). — Die Familie der Welfen besaß, in 2 Linien getheilt, im 11. Jahrh. ansehnliche Güter im südl. Deutschland. Azzo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua u. a. Städten der Lombardei (st. 1097), erhielt einen Theil dieser Güter durch s. Heirath mit der Welfischen Erbtochter Kunegunde. Sein Sohn Welf (Guelph) I. (st. 1101) wurde Herzog in Baiern und erbte die Güter der andern Welfischen Linie. Welfs erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, erhielt durch s. Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden Billung'schen Güter. Heinrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Baiern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, u. erhielt von s. Schwiegervater, dem Kaiser Lothar (1137), auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) die Krone streitig machen, ward aber in die Acht erklärt und der größte Theil s. Güter ihm entzogen. Nach s. Tode (1139) erhielt s. Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), nur das Herzogthum Sachsen und s. Erbgüter in diesem Lande; die baierischen Erblehen erhielt s. Oheim Welf. Als zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich (1140), der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. Waiblingen, im jetzigen Königreich Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohen-

staufen, und die Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den Namen Waiblinger in Gibellinen (Ghibellini). — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten verbreitete sich in der Folge weiter, blieb nicht mehr Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter politischer Parteien. Die Päpste, welche die Oberherrschaft über die Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des 12. Jahrh. nach Freiheit und Selbstständigkeit emporstrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Guelphen; alle Die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Fast 300 Jahre hindurch ward der Kampf der Parteien mit der größten Erbitterung fortgesetzt und das unglückliche Italien litt dabei außerordentlich. Es entstanden neue Parteien unter a. Namen, wie z. B. die Weißen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz. Die Geschichte stellt in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel von so heftigen Ausbrüchen der Parteiwuth dar (s. Italien.).

Wellesley (Richard Colley, Marquis v.) Pair, seit 1821 Lordlieutenant oder Vicekönig von Irland, einer der größten jetzt lebenden brit. Staatsmänner und Wellington's Bruder, stammt aus einer alten engl., nach Irland unter Heinrich VIII. eingewanderten Familie Colley, die später mit dem Erbgute auch den Namen der ausgest. Familie Wesley oder Wellesley annahm. Er ist geb. den 30. Juni 1760 und der älteste Sohn des Lords Garret Colley, Grafen v. Mornington.

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Gouverneur der Queens-County in Irland und Minister im Depart. der Münze, geb. den 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von s. Vetter, Sir William Pole, der ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ.

Wellesley (Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geh.-Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. den 20. Juni 1773.

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog v.), der erste Feldherr der Briten in der neuern Zeit, der gefeierte Held von Waterloo, geb. den 1. Mai 1769 zu Dungancastle in Irland, ward in Eton erzogen, darauf in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich unterrichtet, und trat am Schlusse 1787 als Fähnrich seine militairische Laufbahn an. 1794 wohnte er als Obristlieutenant dem Feldzuge in den Niederlanden bei und befehligte eine Brigade bei dem Rückzuge des Herzogs v. York. 1797 ging er mit s. Regiment nach Indien, wo s. Bruder Generalgouverneur war. Hier gab er glänzende Beweise von s. militairischen Talenten in dem Kampfe gegen Tippo Saib, den Beherrscher von Mysore. Er trug wesentlich bei zur Erstürmung vor Seringapatnam, 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieses Platzes die neue Errichtung des aufgelösten Staats. Darauf bekämpfte er siegreich als Generalmajor die Maratten, rettete die Residenz des Peishwah, schlug den Scindiah, den Rajah von Berar und den Holkar bei Assye, und zwang sie zu einem harten Frieden. Calcutta errichtete ein Denkmal jenes Sieges, schenkte dem Feldherrn einen Degen von 1000 Pf. Sterl. an Werth, und die Officiere verehrten ihm eine Vase von Gold. Erst 1805 kehrte Sir Arthur nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit ebenso sehr als durch Überblick, Kälte und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die s. Bruders Verwaltung auszeichneten mitgewirkt habe. 1806 wählte ihn die Stadt Newport auf der Insel Wight zu ihrem Abgeordneten im Unterhause. 1807 ging er mit dem Statthalter von Irland, dem Herzog v. Richmond, nach Dublin, wo er als Secretair, oder erster Minister, eine bessere Polizei einführte; doch schon im Aug. d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen

Ruhms, wohnte unter Lord Cathcart dem Zuge gegen Kopenhagen bei, wo er die Capitulation unterhandelte und abschloß, und führte im Juli 1808 ein britisches Heer nach Portugal. Er entriß dieses Land und Spanien den Franzosen, nachdem er 5 J. lang die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den Verhältnissen mit der spanischen Oberjunta besiegt und die erfahrensten Feldherren Napoleons geschlagen hatte, von dem Tage bei Rolera (18. Aug. 1808), an welchem er das franz. Heer unter Dalabordе schlug, und von dem bei Vimeira (21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entscheidenden Heerkampfe bei Vittoria (21. Juni 1813) und zuletzt bei Toulouse. Nach dem Siege bei Vimeira übernahm zwar Sir Henry Dalrymple den Oberbefehl, der (30. Aug.) die von Sir Arthur unterhandelte Convention von Cintra mit Junot wegen der Räumung Portugals abschloß, welche Sir Arthur vor dem britischen Parlamente vertheidigen mußte. Allein schon am 22. April 1809 übernahm er den Heerbefehl in der Halbinsel auf's neue und trat an die Spitze der portugiesischen Truppen. Unter s. Thaten sind zu bemerken der kühne Übergang über den Duero d. 11. Mai, durch welchen er Oporto einnahm und den Marschall Soult zum nachtheiligsten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Juli 1810), welche jedoch, bei der Zögerung der spanischen Feldherren ihn zu unterstützen und bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen, keinen Erfolg hatte; dann die standhafte Vertheidigung Portugals gegen den mit Übermacht vordringenden Masséna, in der blutigen Schlacht bei Busaco (27. – 28. Sept. 1810) und die Vertheidigung Lissabons in den Linien von Torres Vedras (14. Oct. 1810—5. März 1811). Auf diesem Rückzuge versuchte Sir Arthur das erste Mal ein Mittel, über dessen moralische und militairische Zulässigkeit gleich sehr gestritten wurde. Er verwandelte das Land, sowie er es räumte, in eine

Wüste. Bei Todesstrafe mußten die Einw. die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als Masséna vorrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der britische Feldherr Halt u. stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Masséna durch Hunger zu besiegen, während im britisch-portug. Heerlager durch die Zufuhr von der See und dem Tejo her Ueberfluß herrschte. Vergebens kämpfte Masséna mit dem Mangel; das britische Heer war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Sir Arthur, nunmehr Marquis de Torres Vedras, Schritt vor Schritt, belagerte Almeida und behauptete s. Stellung in dem Treffen bei Fuentes de Onoro, 5. Mai 1811. Masséna brachte von mehr als 80,000 Mann kaum die Hälfte nach Spanien zurück. Soult und Mortier, die hier mit neuen Streitkräften zu Masséna stießen, hielten den britischen Feldherrn auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf Sir Arthur sogleich Anstalten, um über die Grenze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (12. Febr. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines span. Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo bei den Cortes erwarb. Der Prinz-Regent erhob ihn (22. Febr. d. J.) zum Grafen v. W. (zum Lord Viscount W. v. Talavera war er schon im Aug. 1810 ernannt worden). Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. Apr.), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Juli) am Tormesflusse, wo der Oberbefehlshaber der Franzosen, Marmont, schwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (13. Aug.). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton vertheidigte; allein der Sturm mißlang, die

Franzosen sammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entsetzt, und W. trat (20. Oct.) den Rückzug an, jeden Fehler des Feindes benutzend, seinerseits nie eine Blöße gebend. Am Ende des J. stand er wieder an der portug. Grenze, während jedoch der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzosen fortdauerte. Das J. 1813 sollte die franz. Herrschaft überall zertrümmern. Die besten Feldherren und ihre Truppen wurden nach Deutschland geschickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, jenseits des Ebro, freiwillig geräumt. W. nahm das verlassene Land sogleich in Besitz und rückte vorsichtig nach, bis er das franz. Heer, unter Josephs Oberbefehl und unter Jourdan, bei Vittoria ereilte und d. 21. Juni gänzlich schlug. Der Feind verlor s. Geschütz (151 Kanonen, 451 Wagen und Joseph s. Schatz) und floh über die Pyrenäen. Der Prinz-Regent ernannte jetzt den Lord W. zum Feldmarschall und die Cortes schenkten ihm die Herrschaft Sotto di Roma. Die festen Plätze Pampelona und St.-Sebastian hielten den Sieger diesseits noch auf. Unterdeß übernahm der kriegserfahrene Soult den Oberbefehl über die Reste des franz. Heeres. Schnell bildete er ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um jene beiden Festungen zu entsetzen; allein W. schlug ihn vom 24. Juli bis zum 1. Aug. aus den Gebirgen zurück und behauptete sich in seiner Stellung. Darauf nahm er St.-Sebastian mit Sturm (8. Sept.), ging den 7. Oct. über die Bidassoa, und während er nun auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen, die Stellung der Nive und Nivelle überwältigte und zu einem neuen Feldzuge sich rüstete, fiel auch Pampeluna. Mit dem Anfange 1814 rückte er gegen Bayonne vor, nahm in Auftrag des Herzogs v. Angoulême, der sich (seit den 3. Febr.) in s. Hauptquartiere befand, und im Namen Ludwigs XVIII., von Frankreich Besitz, und manövrirte so geschickt, daß Soult die Ufer des Adour verlassen mußte. Nun

rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während W. gegen Toulouse zog, und den glänzenden Sieg bei Orthies (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soult's Rückzug bald in wilde Flucht sich auflöste. Das Bundesheer ging auf mehren Punkten über den Adour, und Beresford rückte schon den 12. März in Bordeaux ein, wo man sofort die weiße Fahne aufpflanzte. Darauf ward Soult, nach der Schlacht bei Aire, aus s. Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouse nahm er die letzte Schlacht an und verlor sie (10. April). W. rückte (den 12.) in die Stadt ein. Hier erhielt er die Botschaft, daß Paris von den Verbündeten genommen war, und begab sich ebenfalls dahin. Dann machte er eine Reise nach Madrid, wo ihm Ferdinand VII. in seinen von den Cortes erhaltenen Würden und Orden, als Herzog v. Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der 1. Classe, Herzog v. Vittoria und Ritter des goldenen Vließes, bestätigte. Von Madrid begab sich W. nach London, wo ihn (23. Juni) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz-Regent hatte ihm den Hosenbandorden und den 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs v. W. ertheilt, und das Parlament bestimmte ihm, außer den frühern Geschenken, z. B. von 100,000 Pfund für den Sieg bei Salamanca, eine Summe von 300,000 Pfund zum Ankauf von Landgütern. Darauf ging er als Botschafter nach Paris (24. Aug.), trat aber bald nachher (1. Febr. 1815) als erster Bevollmächtigter Englands bei dem Congresse zu Wien an Lord Castlereagh's Stelle. Hier unterzeichnete er die Achtserklärung der in Wien versammelten Mächte gegen Bonaparte und den Bundesvertrag vom 25. März zwischen Östreich, Rußland, Preußen und England. Darauf ging er nach Brüssel (6. April), wo er den Oberbefehl über die britischen, hanöver., holländ. und braunschweigischen Truppen übernahm. Als Bonaparte den 15. Juni die Preußen angriff, befand sich W. in Brüssel. Sofort brach er am 16. mit dem

Heere nach Quatre-Bras (s. d.) auf, wo bereits die Schlacht ihren Anfang genommen hatte. Tapfer widerstanden s. Truppen den wiederholten Angriffen Ney's, doch konnte er den Preußen bei Ligny nicht zu Hülfe kommen. Als Blücher besiegt war, warf sich Napoleon auf W.'s Heer. Dieses behauptete sich mit ruhmvoller Anstrengung den 18. Juni auf den Höhen von Waterloo (s. d.) gegen die Uebermacht des Feindes, bis Blücher heraneilte und den Sieg entschied. Napoleons Heer ward vernichtet und unaufhaltsam drangen Blücher und W. gegen Paris vor, wo sie den 5. Juli mit Capitulation einzogen. Hierauf führte W. den 8. Juli Ludwig XVIII. in s. Hauptstadt wieder ein und nahm nun Theil an den Unterhandlungen. Doch für die Zurückerstattung des Kunstraubes, welche zuerst Preußen, dann auch Oestreich, in Ansehung ihres Eigenthums durchgesetzt hatten, verwandte er sich erst spät und bloß für den römischen Stuhl, der deßhalb Canova nach Paris geschickt und W.'s Beistand sich erbeten hatte. Im April 1816 übernahm er den Oberbefehl über das Besatzungsheer, welches Frankreichs Ruhe sichern sollte, wodurch er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs erhielt und dabei stets die gemäßigten Grundsätze der Constitutionellen gegen die Ultraroyalisten unterstützte. Doch nahm er sich der von Fanatikern im Garddepart. grausam verfolgten Protestanten nicht so kräftig an, als man hätte erwarten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befestigungsarbeiten an der niederl. Grenze und bei dem Ausgleichungsgeschäft zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. Er untersuchte selbst und minderte, wir wissen nicht, nach welchen Grundsätzen, die Privatforderungen, welche endlich 1818, zum großen Kummer der Betheiligten, auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vorzüglich W.'s Stimme die Verminderung des Besatzungsheers 1817, sowie den Beschluß, es zu

Ende 1818 ganz aus Frankreich herauszuziehen. Diese thätige Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der franz. Minister und Ludwigs XVIII., sowie die von ihm streng behauptete Mannszucht seiner Truppen von der franz. Nation mit Dank anerkannt wurde; allein dennoch konnte der Stolz des besiegten Volks es ihm nicht vergeben, daß er, der Ueberwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber auftrat. Besonders ihn haßte der franz. Krieger; doch war der angebliche Mordanschlag gegen ihn, 12. Febr. 1818 zu Paris, worüber die Untersuchung im Mai 1819 mit der Freisprechung der Angeklagten endete, nichts als ein Ränkespiel, in welches Lord Kinnaird sich verwickelt hatte. — Der Herzog v. W. hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die glänzendsten Belohnungen erhalten. Der König von den Niederlanden ernannte ihn 1815 zum Fürsten v. Waterloo. Die übrigen Monarchen Europa's überhäuften ihn mit Titeln, Orden und Geschenken. So ward er zugleich Feldmarschall der engl., portug., span., niederl., östr., russ. und preuß. Heere. Der König von Portugal schenkte ihm ein Tafelgeschirr von Silber, mehr als 1 Mill. Thlr. an Werth; andere Monarchen beschenkten ihn ebenfalls, z. B. der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen jeder mit einem Tafelgeschirr von wiener und berliner Porzellan, auf welchem die Siege des Feldherrn abgebildet sind, und der König von Sachsen mit einem, durch die Größe und Schönheit der Form, wie durch Malerei ausgezeichneten meißner Porzellanservice. Auch die Kaufleute von London verehrten ihm ein nach Smirke's Zeichnungen kunstreich verfertigtes Schild von massivem Silber (3 Fuß 3 Zoll im Durchmesser), auf welchem er mit s. Officieren und s. Siege in halb erhabener Arbeit dargestellt sind. Noch gebührt ihm das Verdienst einer vorzüglich guten Heerverwaltung. Die Mannszucht s. Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung s. Truppen war besser eingeleitet, u.

die Einrichtung der Feldspitäler reinlicher und zweckmäßiger, daher auch der Gesundheitszustand s. Truppen besser als der aller andern. Aber wie groß auch s. Feldherrngröße ist, so wird sie doch noch durch die ihm eigne Bescheidenheit und Mäßigung übertroffen, die sich in allen seinen Berichten ausspricht. Als Diplomatiker hat sich der Herzog v. W. seit dem Congresse zu Wien und den Verhandlungen 1815 in Paris bei mehren Gelegenheiten unter sehr schwierigen Verhältnissen ausgezeichnet. Im Oct. 1818 war er auf dem Congresse in Aachen zugegen, wo man ihm, wie einem Prinzen von Geblüte, eine Ehrenwache gab. Nach dem Tode des Marquis v. Londonderry stellte ihn seine Regierung an die Spitze der britischen Diplomaten auf dem Congresse zu Verona (Oct. und Nov. 1822), wo er jedoch, nach Canning's Ansicht, an den Beschlüssen der großen Continentalmächte gegen Spanien keinen Antheil nahm und den Krieg gegen Spanien dringend widerrieth. — W. hat ausgeführt und vollendet, was von Andern begonnen war; er ist, ehe er im Jan. 1828 selbst der verantwortliche Leiter und Ordner der öffentlichen Verhältnisse wurde, im Rathe der Minister geblieben als vertrauter Zeuge, Theilnehmer und Rathgeber; er hat behalten das Ohr der Könige; nichts Allgemeines und Entscheidendes geschieht in Europa, wobei er nicht gehört, Er nicht zum Boten der geheimsten Mittheilungen erwählt würde. — Nachdem W. zu Verona Englands Neutralität in der spanischen Sache erklärt hatte, suchte er persönlich in Paris am Schlusse 1822 den Ausbruch des Krieges mit Spanien durch friedliche Vermittelung zu verhindern. Allein diese wurde von dem franz. Cabinette (26. Dec.) förmlich abgelehnt. W. ging nach London zurück und empfahl den spanischen Cortes, an die er s. Vertrauten, den Lord Fitz-Roy Sommerset mit einer Denkschrift (Lond. 6. Jan. 1823) schickte, nachzugeben und die Constitution abzuändern; allein der hartnäckige Sinn des spanischen Stol-

zes verwarf W.'s Rath. Also verharrte England bei s. durch W. in Verona und Paris erklärten Neutralität. Einige Monate nachher wurden in London die Antwortschreiben des östreichischen, preußischen und russischen Hofes bekannt gemacht, in welchen sie auf die von dem Herzoge v. W. ihnen zugestellte Denkschrift wegen des Negerhandels erklärten, daß sie zu jeder Maßregel, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, mitwirken und denselben als Seeräuberei untersagen wollten; es sei jedoch vorher eine Uebereinkunft mit Frankreich und Portugal in Ansehung der Ausführung aller zweckdienlichen Mittel zu treffen. In dems. J. 1823 stimmte W. für die irländische Insurrectionsbill, um die Unruhen auf dieser Insel mit Gewalt zu unterdrücken. Im Aug. und Sept. 1823 unternahm der Herzog eine Reise nach den Niederlanden, um den Bau der neuen Festungen an der franz. Grenze zu besichtigen, dessen Kosten mit den franz. Contributionsgeldern bestritten werden. Auch in den folg. Jahren ward der Herzog v. W. zu wichtigen Cabinetsversammlungen gezogen. Er besaß fortwährend die königl. Gunst, was man schon daraus ersah, daß der König Georg IV. ihm die Ehre erwies, 2 Mal bei ihm zu speisen, was er noch bei keinem andern Unterthan s. Reichs gethan hat. Nach dem Tode des Kaisers Alexander ward der Herzog gewählt, um dem Kaiser Nikolaus zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, während gleichzeitig der britische Gesandte Stratford-Canning in Konstantinopel (März 1826) die Unterhandlung zu Gunsten der Griechen einleitete. Die Regierung bewilligte dem Arzte (Dr. Hume), der den Herzog begleitete, einen ansehnlichen Gehalt und auf den Fall seines Todes der Familie desselben ein Jahrgeld. Der Herzog ging über Berlin, wo er als Feldmarschall (er ist Chef des 28. preuß. Infanterieregiments) mit Auszeichnung empfangen wurde und vom König Blücher's Büste erhielt, nach Petersburg. Auch hier war er stets in

der Nähe des Monarchen, der dem russischen Infanterieregimente Smolensk den Namen des Herzogs von Wellington beilegte, und kehrte, nachdem er mit dem dortigen Cabinet insbesondere über die türkisch-russische und die griechisch-europäische Sache verhandelt hatte, im April 1826 über Berlin und Brüssel nach England zurück. Indem W. nicht bloß von Großbritannien, sondern auch von Frankreich, Oestreich und Preußen mit Creditiven versehen, dem Cabinet zu Petersburg eröffnete, wie die großen Mächte in der Absicht übereinstimmten, die Griechen gegen die Osmanen zu beschützen, aber zugleich einem Kriege mit der Pforte vorzubeugen, war es ihm gelungen, das Protokoll vom 4. April 1826 in Petersburg abzufassen, welches hierauf die Grundlage des londner Tractats vom 6. Juli 1827 wurde. Darauf ward auch das russische Ultimatum in der türkisch-russischen Angelegenheit am 4. Mai von der Pforte, um einen Krieg mit Rußland zu vermeiden, angenommen. Sowie nun Rußland seine eigne Angelegenheit mit der Pforte unmittelbar, ohne fremde Dazwischenkunft geordnet zu haben glaubte, so schien es dagegen der ausschließenden Leitung der griech. Angelegenheiten zu entsagen. Diese hatte vielmehr Canning's Klugheit jetzt in Englands Hand gelegt. Das britische Cabinet wollte nämlich in Uebereinstimmung mit den großen Mächten die Pforte zur Anerkennung der griech. Freiheit nöthigen, und der brit. Admir. Codrington erhielt den Oberbefehl über die vereinigte brit.-franz.-russ. Flotte bei Morea. Allein Canning's Tod und das schwankende System des brit. Cabinets nach der Schlacht bei Navarin störten jenen großen Plan. Die Pforte reizte auf's neue Rußland; und als Wellington, der im Jan. 1828 als erster Minister an Goderich's Stelle trat (ungeachtet er im Mai 1827 im Oberhause selbst gesagt hatte, daß er die zu diesem hohen Posten nöthigen Eigenschaften nicht besitze), sich mehr auf die Seite der Tories neigte, und die griechische

Sache lau behandelte, so verlor England die durch Canning errungene Initiative. Rußland unternahm den Landkrieg und England trat in eine fast passive Stellung zurück. Auch Portugal wurde, als hier D. Miguel die Rechte seines Bruders verletzte, von England sich selbst überlassen. W. hat seitdem fast nur die innern Angelegenheiten Englands (die Aufhebung der Testacte [s. d.], die Ersparnißpläne und die Beruhigung Irlands, wo die Katholiken mehr als je die Emancipation zu erringen im Begriffe sind) vor Augen gehabt. Ueberdies hat er nach und nach die Freunde Canning's, zu dessen Gegnern er schon früher gehörte, aus dem Ministerium entfernt, z. B. Huskisson und Graf Dudley, sodaß sein Ministerium jetzt aus Tories besteht und in der auswärtigen Politik sich ganz an das östreich. Cabinet anzuschließen scheint.

Welser, eine alte, berühmte, nun ausgestorbene Patricierfamilie zu Augsburg. Die Genealogisten wollten, durch eine entfernte Ähnlichkeit des Namens getäuscht, den Ursprung der Familie Welser von Belisar, dem bekannten Feldherrn des Kaisers Justinian, herleiten. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welser, der wegen seiner im Kriege gegen Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammte das Patriciergeschlecht ab, welches immer angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt bekleidete. — Bartholomäus W. war Geh.-Rath Karls V. und lebte in solchem Wohlstande, daß er nebst den Fugger, dem Kaiser 12 Tonnen Gold vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er (1528) 3 Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiser W. als Pfand überließ, in Besitz nahmen. 48 Deutsche gingen mit nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Ab-

ihre Habsucht und die wilde Grausamkeit, mit welcher sie, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast eine Million der eingeborenen Indier auf verschiedene Art hinrichteten, führte es herbei, daß nach und nach Alle ermordet wurden. Die Welser blieben dennoch 26 Jahre hindurch in dem Besitz der Provinz, die ihnen jedoch nach dem Tode Karls V. von den Spaniern entrissen wurde. In eben diesem Zeitraume schickten die Welser, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser Entdeckungsreise ist noch vorhanden. — Des vorerwähnten Barthol. W.'s Nichte, Tochter seines Bruders Franz, war die berühmte Philippine W. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine treffliche Erziehung erhalten und war von außerordentlicher Schönheit. Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., sah sie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstages zu Augsburg und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen, erst 19jährigen Erzherzogs und weigerte sich, irgend eine andere Verbindung als durch die Ehe mit ihm einzugehen. Diese wurde denn auch (1550) ganz insgeheim, ohne Vorwissen des Vaters und des Oheims (Karls V.) geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte Alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von 8 Jahren ließ sich der Vater versöhnen. Philippine selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, sowie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erklärte dessen Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau,

nicht Erzherzoge von Oestreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. Philippine starb zu Inspruck 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin u. A. durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: „Divae Philippinae". Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der zweite, Karl, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618, ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Bildniß der schönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welser nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeit aus. — Marx (Marcus) W., Stadtpfleger zu Augsburg, geb. 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war ein Schüler von Ant. Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondere hat er sich verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sog. Peutinger'sche Charte (s. Peutinger) bekannt.

Welt, darunter versteht man gewöhnlich den Inbegriff alles Erschaffenen oder die unbeschränkte Gesammtheit des Inbegriffs vorhandener Dinge; der Inbegriff aller Erscheinungen. Eigentlich aber ist Welt oder Ganzes des geschaffenen Seins, die Natur und das Gebiet des Geistes umfassend, eine Vernunftidee, die nicht der bloßen Summirung der unserer Wahrnehmung gegebenen Erscheinungen gleichgesetzt werden darf. Die Vernunft behauptet von der Welt, sie sei unendlich, eine Einheit unendlicher untergeordneter Welten, und Raum und Zeit als ihre unendlichen Formen. In einem schon untergeordneten Sinne wird der Geist oder der Mensch der Welt entgegengesetzt. Dann bezeichnet der Ausdruck den Inbegriff aller körper-

lichen Dinge oder die materielle Welt, die Körperwelt. In dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die Welt in Himmel und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Weltumsegler, alte und neue Welt u. s. w., bedeutet Welt so viel wie unsere Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebraucht wird.

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh schon bei den Griechen ausgesprochen; sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen, und somit mochte die früheste Zeit des Menschengeschlechts leicht, wie die Kindheit, als die schönste, heiterste erscheinen. Hesiod nennt 5 Weltalter, das goldene (Saturnische), unter der Regierung des Kronos; das silberne, üppig und gottlos; das eherne, kriegerisch, wild und gewaltsam; das heroische, ein Aufschwung zum Bessern; das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Treue von der Erde entwichen, die Zeit, in der der Dichter selbst zu leben glaubte. Ovid hielt in seinen Metamorphosen die Vorstellungsart des Hesiod fest, läßt aber das heroische Zeitalter weg, und beschränkt die Zeit bis zur Deukalionischen Flut. Diese Idee, zuerst vielleicht als Vergleich nur in der Poesie gebraucht, ward auch in die Philosophie eingeführt und wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Weltalter als die Theile des großen Weltjahres an, das vollendet sein sollte, wenn einst die Gestirne und Planeten wieder denselben Stand am Himmel einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müßte. Die Mythologie ward hier mit der Astronomie in die engste Verbindung gebracht: man ließ das erste oder goldene Weltalter von Saturn, das zweite von Jupiter, das dritte von Neptun, und das letzte von Pluto, nach Andern von Apollon re-

giert werden. Die Zeitangabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmelsjahres ward von einigen auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl), nach Cicero auf 12,954, nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf 12,100,000-jährige Monate. Die sibyllinischen Bücher theilten es in 10 secularische Monate oder 4 Jahreszeiten, wovon der Frühling das goldene, der Sommer das silberne, der Herbst das eherne, in welchem die Deukalionische Flut ausgebrochen war, und der Winter das eiserne in sich begriff, und wonach der Cyklus wieder mit dem Frühlinge oder mit dem goldenen Zeitalter von neuem beginnen sollte. Die Idee der Weltalter ist so aus der Natur aufgegriffen, daß sie in die religiösen Überzeugungen fast aller Völker verflochten ist, wie wir sie denn in dem 1000jährigen Reiche der Apokalypse und in den Yugs der Indier wiederfinden.

Weltauge, s. Opal.

Weltaxe nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden äußersten scheinbar stillstehenden Punkten, dem Nord- und Südpol, durch das ganze Weltgebäude denkt, und um welche diese sich zu bewegen scheint. Insofern man sich nun diese auch mitten durch die Erde von einem Erdpol zum andern durchgehend denkt, wird sie die Erdaxe genannt.

Weltbürger (griech.: Kosmopolit) ist eigentlich jeder Mensch, sobald er geboren worden, als ein Bewohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, betrachtet. Aber die Verhältnisse, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Gliede einer besondern Nation, zum Bürger eines besondern Staats. Jeder Staat, jedes Volk hat auch sein besonderes Interesse, und die Begierde, dieses ausschließlich zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl nachtheilig. Wer nicht bloß ausschließend den besondern Vortheil seines Volks, sondern den allge-

meinen der Menschheit beachtet und zu befördern sucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten (s. auch Nation, Menschenbildung, Nationalbildung.). Mit Recht hat man von den Geschichtschreibern verlangt, daß sie sich als Kosmopoliten betrachten und vergessen sollten, daß sie irgend einem Volke angehören. Ihre Erzählungen würden dann ohne Parteilichkeit sein.

Weltgebäude, Weltall, Universum ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Kometen, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher Weltsystem (s. d.). Wir wissen von dem Weltgebäude wenig durch die Anschauung, da unser Blick für die Unermeßlichkeit desselben viel zu kurz und beschränkt ist.

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bogen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Die um 90° von einander entfernten 4 sogen. Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen, sind bekannt. Durch Halbirung dieser Quadranten erhält man die 4 ersten Nebengegenden: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost. Eine zweite und dritte Halbirung gibt dann die zweiten und dritten Nebengegenden, deren Namen (Nordnordwest, Nordwest gen West, oder Westnordwest u. s. w.) gewissermaßen nur für den Seemann Interesse haben.

Weltgeistliche, Weltpriester (sonst auch Leutpriester, Laienpriester) werden diejenigen Geistlichen in der kathol. Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lat. Kirchensprache

heißen sie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeistlichen Cleric regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten.

Weltkenntniß heißt nicht bloß Kenntniß der bewohnten Erde (Weltkunde), sondern noch gewöhnlicher wird darunter verstanden Kenntniß der geselligen Verhältnisse und der Charaktere, welche wir in denselben erblicken. Sie umfaßt Kenntniß der Stände, der Geschlechter, ihrer Eigenthümlichkeiten und Äußerungen (s. auch Menschenkenntniß.).

Weltkugel, s. Globus.

Weltmeer (Ocean). Es gibt eigentlich nur Ein Weltmeer, ein großes überall zusammenhängendes Ganzes, das fast 3 Viertheile unserer Erdoberfläche bedeckt, und alles feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle Gewässer, die man mit dem Namen Meer belegt, sind Theile des Oceans, doch gibt man ihm seiner weiten Ausdehnung wegen 5 große Abtheilungen. 1) Der nördliche Eis- oder Polarocean, dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördl. Küsten von Europa, Asien und Amerika zur physischen Grenze hat; er hängt zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen, durch die Beringsstraße mit dem Australocean zusammen und ist nur in sehr günstigen Sommern zu beschiffen, indem das Eis gewöhnlich erst im Sept. schmilzt. Die Winde auf demselben sind veränderlich, die Ostwinde jedoch die herrschenden. Die vornehmsten bekannten Inseln desselben sind Spitzbergen und Novaja-Semlja. 2) Das westliche Weltmeer, östlich von den Westküsten Europas und Afrikas, westlich von den Ostküsten Amerikas, nördlich von dem nördl. und südlich von dem südl. Eismeere begrenzt. Unterhalb der Südspitze Afrikas stößt es mit dem indischen, und durch Magellan's Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. Es hat in der heißen Zone Ostwinde und außer derselben ver-

änderliche Winde, wird durch den Äquator in 2 Theile getheilt, nämlich in das atlantische Weltmeer, den nördlichen Theil von dem nördl. Eismeere bis zum Äquator, östlich von Europa und Nordafrika und westlich von Nordamerika begrenzt; und in das äthiopische Meer, den südlichen Theil, von dem Äquator bis zum südl. Eismeere, östlich von Südafrika und westlich von Südamerika begrenzt. 3) Der indische Ocean, im N. an die Küsten Asiens, im O. an das Australland, im S. an den südl. Polarocean und in W. an Afrika grenzend. Auf diesem herrschen nicht nur in verschiedenen Gegenden desselben, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Winde, worunter die regelmäßig abwechselnden Monsons die bekanntesten sind. Sowol diese Winde als die Beschaffenheit des Meeres selbst, welches mit Inseln, Klippen und Felsen wie besäet ist, machen die Fahrt auf demselben äußerst schwierig und gefährlich. 4) Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder die Südsee genannt. Es wogt zwischen der Westküste von Amerika und begrenzt die Ostküste Asiens, des Australlandes, hängt im N. durch die Behringsstraße mit dem nördl. Eisocean zusammen und ist im S. gegen den südl. Eisocean offen. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es die sämmtlichen Inseln Australiens. Man theilt es in die Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, die Mittelsee oder das stille Meer zwischen den beiden Wendekreisen, und in die eigentliche Südsee vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südl. Eismeere. 5) Der südliche Eis- oder Polarocean um den südl. Eispol her bis zu 60° S. Br. Seit Cook haben ihn mehre Seefahrer wegen des Treibeises, der Kälte der Eisfelder, Stürme und Nebel beinahe unfahrbar gefunden.

Weltpol, s. Pol.

Weltsystem. Man versteht darunter im Allgemeinen die

Verbindung mehrer Weltkörper zu einer gewissen Ordnung, im Besondern aber die verschiedenen Meinungen über eine solche Verbindung zwischen den Körpern unsers Sonnensystems. Dergleichen hat es nämlich 3 gegeben. 1) Der griech. Astronom, Mathematiker und Geograph, Ptolemäus (s. d.), glaubte, die Erde liege im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still und um sie bewegten sich die übrigen Weltkörper in festen, vollkommen runden Kreisen. 2) Tycho de Brahe (s. d.) suchte dieses allerdings unhaltbare System zu verbessern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und ließ Sonne und Mond um sie, sowie die übrigen Planeten um die Sonne sich bewegen. Das System, das Kopernicus (s. d.) aufstellte, das schon die Pythagoräer ahneten und das durch der nachfolgenden Astronomen Beobachtungen und Entdeckungen nur noch Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein nach demselben die Erscheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Nach diesem System bewegt sich fast mitten in dem Weltgebäude die Sonne um ihre eigne Axe, und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen die Planeten, zu denen auch unsere Erde gehört. Die Trabanten oder Monden bewegen sich um ihre Planeten und zugleich mit denselben um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne, die jedoch zu unserm Weltsystem nicht gehören (s. Fixsterne und Weltgebäude.). — Eine ausführliche Darstellung dieser 3 Weltsysteme, mit gründlicher Beseitigung der gegen das letztere, als das allein richtige, gleichwol erhobenen Einwendungen, gibt Bode's »Erläuterung der Sternkunde« (3. A., Berl. 1808, 2 Bde., m. K.).

Weltumsegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Colombo's Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet,

das Weltmeer von Osten nach Westen durchschifften und in dieser Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519 — 21). Seinem Wege, durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind Spanier (Fuca, Mendaina, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, Lapeyrouse [s. d.] u. A. m. bis auf Freycinet [s. d.]), Holländer (Baarents, Hremskerk, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Russen (Deschneff bis Krusenstern und Otto v. Kotzebue [s. d.]) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumsegelungen haben Briten unternommen. 50 Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf seiner nördlichen Sendung bis Novaja-Semlja vor. Alle seitdem angestellte Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen und dann südwärts die alte und die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen (s. Nordpolexpeditionen.). Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackmann, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten 11 Reisen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fischereien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Cavendish, Chidley und Hawkins segelten dem großen Vorgänger im Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den kühnen Nautikern, welche im 17. Jahrh. große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hudson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Rogers drang bis 62° 53′ zum Südpole vor; der russ. Capitain Bellinghausen i. J. 1820 bis zum 70° (Rogers führte den Irländer Alex. Selkirk [den bekannten Crusoe] zurück.). 30 Jahre nach Ro-

gers umschiffte Lord Anson (1741 —'44) die ganze Erde. Mit ihm hob die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Polynesien, von neuem an: eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungsreise. Mit Cook beginnt seit 1770 die neueste Epoche der Weltumsegelung. Zuletzt machte Vancouver die Geographen und Seefahrer mit der Nordwestküste von Amerika genau bekannt (vergl. Kotzebue [Otto v.], Krusenstern und Reisen.). Die neueste „Voy. autour du monde" ist die des Freg.-Cap. Duperrai mit der Coquille auf Befehl Ludwigs XVIII. in d. J. 1822 — 25 (6 Bde., 4., m. e. Atlas von 375 Bl., erscheint heftweise Paris 1828).

Wenceslaus (Wenzel), deutscher Kaiser (oder, weil er die Krönung in Rom nicht empfangen hatte, nur König genannt) und König von Böhmen, aus dem luxemburgischen Hause, Karls IV. ältester Sohn, geb. 1361. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo der in Deutschland herrschende Zustand der Gesetzlosigkeit auch dem kräftigsten Fürsten die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt haben würde.

Wenden wird von den Deutschen ein einzelner Zweig der großen slawischen Völkerschaft genannt, dessen Sitze schon im 6 Jahrh. im nördlichen und östlichen Deutschland von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel und südwärts bis an Böhmen bekannt waren; und zwar wohnten 1) die Obotriten in Mecklenburg als ein mächtiges Volk unter eignen Königen. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, rottete sie im 12. Jahrh. beinahe ganz aus. Zu ihnen gehörten die Polaben, Wagrier und Linonen. 2) Pommern oder Wilzen, von der Oder bis an die Weichsel. Ihre Fürsten verbanden sich 1181 mit Deutschland und starben erst 1637 aus. 3) Ukern (Grenzwenden) Heveller und Rhetarier in den 5 brandenburgischen Marken. Albrecht der Bär, Markgraf von Branden-

burg, Nachbar Heinrich des Löwen, bezwang und vertilgte sie, nicht weil sie Heiden, sondern weil sie Slawen waren (die Griechen predigten das Christenthum nicht mit dem Schwerte, und bekehrten ganz Sarmatien. Ja, die Großmähren riefen sie selbst herbei, um von ihnen die Taufe zu erhalten.). 4) Sorben, richtiger Serben, zwischen der Saale und Elbe; das alte Meißenland hieß daher bei den Böhmen Srbsko. 5) Lusitzer (nicht Lausitzer) in der Markgrafschaft Ober- und Niederlausitz. Die Serben hatten ihre eigenen Herren, Fürsten und Könige, und dehnten ihre Herrschaft über das ganze heutige Osterland, Meißen, die beiden Lausitzen, das Anhaltische, den Kurkreis und den südl. Theil des Brandenburgischen aus. Im 10. Jahrh. wurden sie mit deutschen Colonisten untermischt, vorzüglich die Gebirge mit Deutschen bevölkert, weil die Slawen des Ackerbaues wegen mehr die Ebenen liebten, daher bloß die Gebirgsdörfer deutsche, die in den Ebenen beinahe sämmtlich slawische Benennungen haben. Aus Städten wurde diese Sprache mit Gewalt verdrängt, und in Leipzig hörte man 1327 auf serbisch zu sprechen, obwol sich manches Wort auf dem Lande erhalten hat. Aus der Vermischung der Slawen mit Franken und Sachsen hat sich seit dem 10. Jahrh. die obersächsische Mundart gebildet, der slawische Mund milderte die Rauhheit germanischer Töne. Der Charakter der von Serben abstammenden Familien sind die Endsylben itz, ik, nik, als Nostitz, Maltitz, Gablenz, Carlowitz, Zedtwitz, Metsch (soll sein Mec), Tersky, Lessing (soll sein Lesnik, ein Lausitzer von Kamenz), Tzschirner (soll sein Tschernitz). Oft erhielten aber auch die Eroberer ihren slaw. Zunamen von dem eroberten slaw. Besitzthume. Von den Lausitzern (von Luzice, ein niedriges sumpfiges Land, wie die Niederlausitz früher mit Recht den Namen führen konnte) haben sich nur durch die lange Verbindung mit Böhmen und die dann edler denken-

den Beherrscher bedeutende Überreste erhalten. Die beiden Lausitzen bieten dem slawischen Ethnographen, Historiker und Philologen eine nothdürftige Nachlese aus der Vergangenheit und Gegenwart dar. Die oberlausitzer Mundart nähert sich dem Böhm., die niederlausitzer mehr dem Poln. Die Form dem Deutschen nachahmend, nahm sie den Artikel und Mehres an, wie die an Deutsche grenzenden Slawen in Steiermark, Kärnthen und Krain. Von der Cultur der Sprache wissen wir vor der Verbreitung des Christenthums, das theils mit Gewalt durch Boleslaus, theils durch Belehrung des frommen Bischofs Benno von Meißen eingeführt wurde, so gut als gar Nichts, denn kein Volksgesang der Slawen an der Elbe erhielt sich aus den Zeiten des Heidenthums; aber selbst dann ließ man sie unter dem härtesten Drucke schmachten; kein Lichtstrahl der Aufklärung drang durch die Finsterniß zu ihnen herab. Erst seit der Verbreitung eines menschlichern Geistes in Europa wurde ihr Schicksal erträglicher, und erst seit der Reformation fingen sie an, ihren Dialekt zu schreiben. Im dreißigjährigen Kriege wollte man ihre Sprache ausrotten und gab ihnen deutsche Prediger, wodurch wirklich 16 Pfarren deutsch geworden sind. Erst im 18. Jahrh. ward man duldsamer und ließ ihnen ihr natürliches Recht der angestammten Sprache. Jakob Ticinus, ein Jesuit von Witgenow aus der Lausitz, rieth in einem Büchlein 1679 an, die böhmische Rechtschreibung auf die wendische Sprache anzuwenden; allein sie befolgten seinen guten Rath nicht, wodurch sie sich an einen großen Volksstamm angeschlossen und ihre Literatur gehoben haben würden. Bierling (z. J.), Pfarrer zu Porschwitz, führte die bis dahin schwankende Rechtschreibung 1689 auf bestimmte Regeln zurück, die jedoch ein Gemisch aus der deutschen und böhmischen ist. 1716 waren die Wenden so glücklich, eine Bildungsanstalt zu Leipzig und 1749 eine zu Wittenberg zu erhalten, sowie auch ein wen-

disches Seminarium zu Prag für die Katholiken. Um ihre Sprache emporzuheben und zu erhalten, erschienen von Zeit zu Zeit Erbauungsbücher, eine vollständige Bibelübersetzung, eine Grammatik und mehre a. brauchbare Bücher. Trotz alledem ist die Abnahme der slawischen Sprache in der Niederlausitz immer sichtbarer. In Pommern starb der Letzte, der noch wendisch sprechen konnte, 1404. Nur in dem Fürstenthum Lüneburg in den Ämtern Danneberg, Lüchow und Wustrow, zwischen der Elbe und Jetze, erhielt sich bis in die neuern Zeiten ein Haufen von dem obotritischen Hauptstamm (Polaben genannt, von Labe: Elbe, und po: anwohnend), und 1751 wurde in Wustrow der letzte wendische Gottesdienst gehalten. Diese Wenden waren zwar noch in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. in ihrem Wesen vorhanden, allein die Beamten arbeiteten unaufhörlich an ihrem Untergange, den sie auch erzielten, indem sie diese Sprache so herabsetzten, daß sich diese Leute, um nicht ausgelacht zu werden, hüteten, ein Wort wendisch zu sprechen. Chr. Henning, Pastor zu Wustrow, sammelte zwar aus dem Munde eines kleneiner Bauern, Johann Janischke, einzelne Worte, die aber durch unrichtige Schreibart ganz entstellt in die Hände des Dr. Anton in Görlitz kamen, von welchen, außer einigen in die »Slowanka« von Dobrowsky aufgenommenen, Nichts bis heute gedruckt wurde. Außer diesen sammelten auch Hr. Pfeffinger, Inspector zu Lüneburg 1698, Demeier u. A., lüneburgisch-wendische Wörter, nach welchen diese Mundart sich dem Polnischen näherte, sonst aber ihre Eigenheiten hatte. — Die Wenden waren ein kriegerisches Volk und führten vom Anfange des 7. Jahrh. an Kriege gegen die Franken, denen sie zinsbar wurden, dann, öfters in Verbindung mit den Böhmen und später mit den Ungarn, gegen die Deutschen, bis sie (934) bei Merseburg von Heinrich I. und von Otto 948 völlig geschlagen wurden. Die deutschen Könige errichteten nun die Markgrafschaften Meißen, Nordsachsen und Lausitz, um die Wenden

im Gehorsam zu erhalten. Auch wurden die Stifter zu Meißen, Merseburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in der Absicht angelegt, die christliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Sie wurden aus ihren Städten, die nun deutsche Bewohner erhielten, auf die Dörfer verdrängt; die Kriegsgefangenen wurden an Stifter, Klöster und Adelige als Leibeigne verschenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen und sie nach und nach mit den Deutschen in Ein Volk zu verschmelzen. 1047 errichtete Gottschalk ein wendisches Reich oder obotritisches Königreich, das, aus 18 Provinzen bestehend, unter den sächsischen Herzogen und dem deutschen Könige stand, und bemühte sich deutsche Sitten einzuführen, wurde aber deshalb 1066 ermordet. Sein Sohn Heinrich stellte es 1105 wieder her, welches später der Herzog von Schleswig, Knud, zu Lehen erhielt, nach dessen Tode es in kleinere Staaten zerfiel. Die Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurde allmälig bewirkt, obwol die Spuren des heidnischen Götzendienstes (sie verehrten u. A. den Bilbog, Swantewit ꝛc.) noch lange bemerkbar blieben. Auch konnte die beabsichtigte Vereinigung mit den Deutschen nicht überall und gänzlich erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz — die Wenden der letztern Provinz nennen sich selbst Szerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich mit einiger Verschiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, beibehalten. Selbst im heutigen Meißen finden sich unter den Landleuten noch Gebräuche, die von den ehemaligen wendischen Bewohnern dieser Gegenden übriggeblieben sind. — Die heutigen Wenden in der Lausitz bewohnen den Landstrich von Löbau bis an die Mark Brandenburg. Sie sind ein arbeitsames, treues Volk; aber durch den Druck, unter dem sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten wor-

den, mißtrauisch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückisch gehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweise zu Ammen gebraucht; ihre Jünglinge geben gute Soldaten. Ihre Sprache, die mit a. Töchtern der slawischen Sprache, der böhmischen, polnischen und russischen, so viel Ähnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verständigen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, erhabene Gedichte (Klopstock's »Messias«) in die wendische Sprache zu übersetzen, haben bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist. In Leipzig besteht noch eine wendische Predigergesellschaft, d. h. ein Verein junger Studirender aus der Lausitz, welche sich im Predigen in der wendischen Sprache üben.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine urbar und bewohnbar gemachte Sumpfgegend. In letzter Bedeutung sind die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der danziger, marienburger und elbinger, bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, ohne Berge, und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Der danziger Werder (1400 Hufen) enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, Billwerder, Ochsenwerder ꝛc.

Werf (Adrian van der), ein ausgezeichneter niederländ. Geschichten- und Portraitmaler, geb. zu Rotterdam 1659, starb in großer Wohlhabenheit 1722. Sein Bruder Peter van der Werf war sein Schüler.

Werft, Schiffswerft, ein erhöheter Ort, eine Anstalt an

einem schiffbaren Wasser, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert werden. Zur Erbauung großer Kriegsschiffe, die nicht so leicht vom Stapel (s. d.) in das Wasser zu lassen sind, werden in dazu geeigneten Häfen Docken (s. d.) angelegt.

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, Mitglied vieler Akademien und gel. Gesellschaften, der Begründer der Geognosie und einer der ausgezeichnetsten Mineralogen seiner Zeit, wurde den 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz geb. 1771 bezog W. die Universität Leipzig, widmete sich in den ersten beiden Jahren besonders dem Studium der Rechtswissenschaften, später dem der Naturkunde und gab 1774, in welchem Jahre er auch Leipzig verließ, seine »Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Fossilien« heraus. Im folgenden Jahre wurde er als Inspector und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde bei der freiberger Bergakademie angestellt. Hier lehrte er nun bis an seinen Tod, verschaffte der Akademie einen großen Ruf und bildete Mineralogen, Berg- und Hüttenleute, die aus allen Gegenden Europas und selbst aus Amerika herbeigekommen waren, um von dem berühmten W. zu lernen. Unter seinen Schülern sind eine Menge jetzt hochberühmter Namen. Gleich in den ersten Jahren seines Lehramtes trennte er die Vorträge über Bergbaukunde von denen der Mineralogie und schied nun auch sehr bald die Lehre über die einfachen, nicht gemengten Mineralien von der über die Gebirge und Gebirgsarten, oder die Oryktognosie von der Geognosie, welche letztere Wissenschaft zuerst 1785 in gehöriger wissenschaftlicher Form unter diesem Namen von W., ihrem Begründer, vorgetragen wurde. Alle Quelle neuer Bildung und Beweglichkeit liegt nach W.'s Ansicht oben, in dem noch Flüssigen, im Gewässer; daher der allgemeine Neptunismus des Werner'schen Systems, der Ocean der

eigentliche Quell aller Bildungsgeschichte der Erde. Alles was einmal gebildet war, hatte, bis auf geringfügige Bewegungen, geruht. Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias) gehört unter die merkwürdigen Zeitgenossen, theils wegen seiner Mitwirkung zu dem Zwecke einer religiösen Reaction, wo möglich auf Kosten des Protestantismus, theils wegen seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, theils wegen s. mannigfaltigen persönlichen Verhältnisse. Er ward zu Königsberg in Preußen d. 18. Nov. 1768 geb. Der Tod beschlich ihn sanft und unvermerkt d. 18. Jan. 1823. Unter s. dramatischen Werken glänzen besonders die »Söhne des Thales« hervor durch kühne Anlage, glückliche Charakterzeichnung, Größe des Sinnes, ausgezeichnete Sprache, namentlich im 1. Thl. »Das Kreuz an der Ostsee«, »Die Weihe der Kraft«, »Attila, König der Hunnen«, »Wanda, Königin der Sarmaten« verriethen bei vielen einzelnen Schönheiten, eine wachsende mystische Tendenz, die theils ihren Grund haben mag in dem hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils in der ausschweifenden Eitelkeit des Verf., die mit s. chaotischen Geistesrichtung zusammenfloß, und ihn häufig zum Abenteuerlichen, Excentrischen, Verkehrten und Abgeschmackten hinriß.

Wernike (Wernicke oder Warneck, Christian), der berühmte deutsche Epigrammatist, ein geb. Preuße lebte gegen das in fade Reimerei versunkene Ende d. 17. Jahrh., als vielgewandter Geschäftsmann. Er war Secretair bei mehren Gesandtschaften und starb nach 1720.

Werst (eigentl. Werſta), ein russisches Wegmaß; jede 1500 Schritt. 104½ Werst machen einen Grad des Äquators aus, mithin gehen beinahe 7 Werste auf eine geographische oder gemeine deutsche Meile, und 20 Werste betragen so viel als 3 deutsche Meilen.

Werth bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dinges, als Mittel für menschliche Zwecke, und da nur solche Dinge, welche zugleich Güter sind, Werth haben können, so werden häufig die Ausdrücke: Güter und Werthe, als gleichbedeutend gebraucht.

Wesel, Stadt und starke Festung im Regierungsbezirke Kleve der preuß. Provinz Kleve-Berg, am Einflusse der jetzt bis Lippstadt schiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen eine fliegende Brücke führt, die jenseits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie hat eine starke Citadelle (auch ist jetzt die büdericher Insel zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe befestigt), ein Gymnasium, ein Seminar, ein Schauspielhaus, 4 Pfarrkirchen, 1500 H. und (mit der Besatzung) 12,000 E., die Wollen-, Linnen-, Leder-, Handschuh- und Strumpfwirkerei treiben, und viele Branntweinbrennereien, einigen Handel und Schifffahrt unterhalten.

Wesen. Das Wesen wird von der Erscheinung, als das derselben zum Grunde liegende und unveränderliche Sein unterschieden. Sowie jede Erscheinung nun ein Wesen voraussetzt, so reden wir von einem Wesen schlechthin im Gegensatz der Erscheinungswelt, dies ist die Wirklichkeit, oder Das, worin das Wesen wirkt und sich offenbart, indem das Endliche immerfort entsteht und vernichtet wird. Kant nennt Wesen das erste Princip der Möglichkeit eines Dinges, folglich was zum Begriffe einer Sache gehört, Natur dagegen den ersten innern Grund Dessen, was zur Wirklichkeit eines Dinges gehört. Er meint, der Triangel habe keine Natur, sowie alle Gegenstände der Geometrie. Indessen redet man doch häufig von der Natur des Dreiecks gleichlautend mit Wesen und versteht im logischen Sinn darunter die unveränderlichen Merkmale eines Begriffs. Allein in jener andern Bedeutung ist Wesen von der Natur verschieden; da reden wir selbst von einem Wesen der Natur. Eine andere Bedeutung hat fer-

ner der Ausdruck Wesen, wenn wir selbstständige Subjecte damit bezeichnen, z. B. lebendige Wesen, Naturwesen, vernünftige Wesen, unsichtbare Wesen.

Weser, einer der großen Flüsse Deutschlands, entsteht aus den beiden Flüssen Werra und Fulda und ergießt sich in die Nordsee. Beide vereinigen sich bei Hanöverisch-Münden, und erhalten nun den Namen Weser, welches jedoch nur eine Zusammenziehung des ursprünglichen Namens der Werra (Wisaraha, Wesara, Wirraha) sein soll.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb. den 21. Juni 1702, gest. den 2. März 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu Epworth in der engl. Grafschaft Lincoln. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn schon während seiner akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, sich dem Missionsgeschäfte zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhutern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhut selbst besuchte, ihm die Idee zu einer kirchlichen Anstalt, nach dem Muster der Brüdergemeinde, an die Hand gab. Die Verfassung der Methodisten (s. d.) ist hauptsächlich sein Werk, und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß seiner Überzeugungen vorherrschend. Nachdem es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der u. d. N. Wesleyaner bekannten Methodistenpartei, deren bedeutender Anwachs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinden seiner Sekte in den 3 britischen Reichen und predigte oft täglich 3 und 4 Mal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bände) sind meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Partei.

Wessenberg (Ignaz Heinrich von), Freihr. v. Amprin[illegible], bis 1827 Generalvicar des Bisthums Konstanz, erhielt durch das neueste Verfahren des römischen Hofes gegen ihn und sein eigenes würdiges Betragen dabei einen noch ausgebreitetern Ruhm, als sein edler Charakter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm schon vorher, auch unter den Nichtkatholiken in Deutschland, verschafft hatten. In der Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden zeichnete sich W. unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus.

West (Benjamin), berühmter Maler, geb. 1738. 1760 kam er nach Rom, wohin er Empfehlungen an mehre angesehene Männer mitbrachte, welchen der Umstand, daß ein Quäker aus Amerika die Kunst in ihrer Hauptstadt studiren wollte, etwas Neues war. Als er sich 3 Jahre in Rom und andern Städten Italiens aufgehalten hatte, wollte er, vor s. Rückkehr nach Amerika, England besuchen, wo er 1763 ankam. Die Gesellschaft für die Ermunterung der Künste, Manufakturen und des Handels veranstaltete jährliche Ausstellungen von Gemälden und Zeichnungen zu Preisbewerbungen. Die ausgebildetern Künstler bildeten einen Verein zur Ausstellung ihrer Werke, der 1765 u. d. N. The incorporated artists vom Könige bestätigt wurde. W. schickte gleich nach seiner Ankunft in England der Gesellschaft 3 Bilder zur Ausstellung, die so viel Beifall fanden, daß man ihn zu einem der Oberbeamten des Vereins ernannte. Der König beschäftigte darauf W.'s Talente gegen 20 Jahre lang zur Verschönerung des Schlosses Windsor, wo man im Audienzzimmer 6 Gemälde aus der Geschichte Eduards III. auszeichnet. Als W. zu Anfange der Regentschaft des jetzigen Königs seinen Gehalt verlor, vollendete er mehre große Gemälde, obgleich er bereits s. 70. Jahr erreicht hatte und eine Abnahme seiner Geisteskräfte sichtbar wurde. Diese Werke

stehen weit unter den Erzeugnissen seines kräftigern Mannesalters, und haben wol mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältnisse als durch ihren Werth den Beifall des Publikums erworben, der ihn für die erlittenen Verluste reichlich entschädigte. Die bedeutendsten Werke, die er in dieser Zeit ausstellte, waren: Christus, die Kranken und Lahmen im Tempel heilend (von der Britischen Institution für 5000 Pf. gekauft) und der Tod auf dem fahlen Pferde. Sie erwarben ihm mehr öffentlichen Beifall als s. schöner König Lear, den er für die Shakspearegalerie malte, und Paulus auf der Insel Melite, die Natter von der Hand schüttelnd (in der Capelle des Hospitals zu Greenwich; ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppirung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Helldunkels zu den vorzüglichsten Werken der engl. Schule gehört). W. starb in s. 83. Jahre zu London 1820 und hinterließ eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, die nach seinem Tode verkauft wurden.

Westenrieder (Lorenz v.), Geh. geistl. Rath, bairischer Geschichtschreiber, geb. den 1. Aug. 1754 zu München.

Westerwald ist ein Gebirge in dem preuß. Regierungsbezirke Koblenz und dem Herzogthume Nassau, welches sich von der Stadt Montabaur an, zwischen den weiterhin befindlichen Quellen der Dill, Sieg und Lahn, bis an die vormals zum Großherzogthum Hessen gehörige Grafschaft Witgenstein erstreckt, und mit dem Siebengebirge, dem Rothhaargebirge und dem sogen. sauerländischen Gebirge in Verbindung steht. Das Urgebirge desselben besteht aus Basalt und Lava, und das Flötzgebirge aus Kalkstein, Grauwacke und Thonschiefer. Die höchste Gegend des Westerwaldes ist bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgischen, wo sich der salzburger Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchsten Felsen ist der Barstein, von welchem man eine weite Aussicht bis in die Wetterau und den Vogelsberg

hat. Man zieht auf dem Westerwalde viel Flachs, treibt starke Viehzucht und versieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Butter. Außerdem liefert er Eisen, Kupfer, treffliche Bausteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und besonders eine solche Menge von Braunkohlen, daß hier in der Erde Baum an Baum zu liegen scheint.

Westfalen wurde im Mittelalter alles Land genannt, das sich zwischen Weser, Rhein und Ems erstreckt, dagegen das Land zwischen der Elbe und Weser den Namen Ostfalen führte. Letzterer Name ging im Laufe der Zeit unter; ersterer erhielt sich und ging in der Folge theils auf den westfälischen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. — 1) Das Herzogthum Westfalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogthums Sachsen aus, und hieß damals Sauerland: ein Name, der sich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält und sich auch auf einen Theil der ehemaligen Grafschaft Mark erstreckt. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzstift Köln dieses Land an sich, und erhielt es vom Reiche unter dem Namen Westfalen zu Lehn, worauf dieser Name auf das Land überging. Köln behielt dasselbe bis zur Auflösung des Erzstiftes 1802, worauf es durch den Deputationsreceß in die Entschädigungsschaale des Hauses Hessen-Darmstadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten, und nun mit der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arensberg, verbunden ward. Es enthielt damals 72 □M. mit 134,715 Einw. in 18 Ämtern, 25 Städten, 539 Marktfl. und Dörfern. — 2) Der westfälische Kreis begriff nicht bloß das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch ansehnliche Landesbezirke jenseits des Rheins, aber das eigentliche Herzogthum Westfalen ward, als Zubehör von Köln, zum kurrheinischen Kreise gerechnet. Seiner am Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er

kanzleimäßig auch den Namen des niederrheinisch-westfälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen Reiches, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Kleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Teklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. — 3) Das Königreich Westfalen. Der Friede zu Tilsit hatte Napoleon zum Herrn aller preuß. Staaten bis zur Elbe gemacht, sowie er die Länder der Kurfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig besetzt hielt und sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Grenzen des Kaiserreiches über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reiches zu bilden, und so entstand das Königreich Westfalen, welches mit den sämmtlichen braunschweig-wolfenbüttelschen, den kurhessischen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preuß. Provinzen Magdeburg und Altmark diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohnstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, und Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Korvey und der Grafschaft Rittberg ausgestattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug 692$\frac{1}{10}$ □M., die Volksmenge 1,946,343. Der 15. Nov. 1807 war der Schöpfungstag des jungen Staates. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Verfassung, die, zwar ganz der französischen nachgebildet und alle alte Fol-

men über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man sich fest auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7. Dec. in seiner Residenz Kassel, und trat die Regierung des Reiches, aber leider nicht als König, sondern, wie man nur zu bald kennen lernte, gleichsam als bloßer franz. Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war Nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgesogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Krieger die Hälfte aller Domainen vorbehalten, daß er die Haltung einer Besatzung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Westfalen nicht allein bekösti-gen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen aufgelegten Kriegssteuer an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Cassen leer waren, Alles neu geschaffen und überdies eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westfalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen, unerfahrenen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuern Verluste, welche die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, eine ziemliche Einrichtung treffen und in kurzer Zeit ein Heer von 16,000 Mann aufstellen zu können. Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die franz. Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran,

und fand sein Schicksal selbst erträglicher als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt als je zuvor; die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtsame zu, die sie bald kennen und würdigen lernte. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile und die Regierung gewann Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen Nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als franz. Prinz eine Mill. Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich sein, wie er damit wirthschaftete, und es mußte ihr sogar lieb sein, daß er solche im Lande ließ und das Geld in Umlauf brachte. Uebrigens konnte er, durch die Verfassung gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun als in seinen Kräften stand, war nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch ziemlich glücklich hin. Aber 1809 entstanden, durch den östr. Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der östl. Seite des Reiches brachen unter Schill's Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe ein, im Süden brach bei Marburg ein Bauernaufstand aus, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Ungefähr gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen den Herrscher und das Volk trat. Der König sah sich auf die Vorstellungen Frankreichs gezwungen, sein Militair unverhältnißmäßig zu vermehren und es bis auf mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister als die zum zweiten und letzten Male berufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domainen, wobei vielleicht zu

leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber Alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde zusehends größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß 1810 das ganze Hanöverische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andre Verfügung des Kaisers den größten Theil desselben wieder nahm, und selbst von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregel zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Continentalgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westfalen weniger litt als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde und die Douanen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. 1812 führte der König sein Heer nach Polen, er selbst mußte zwar früher dasselbe verlassen und in sein Land zurückkehren, aber das schöne, mehr als 24,000 M. starke Heer fand mit dem französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organisirt, und 12,000 Westfalen begleiteten den Kaiser von neuem nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die ihn in Schlesien trafen, gingen 2 Cavallerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz und löste 2 Infanterie- und 2 Cavalerieregimenter vor den Thoren von Kassel auf, nahm auch selbst, jedoch nur auf 3 Tage, Kassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines franz. Truppencorps dahin zurück, aber nur, um daselbst die Nachricht von der Völ-

kerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch Alles, was sich in den Schlössern befand, und selbst einen Theil der Schätze des Museums hatte wegführen lassen. 2 Tage nach s. Abzuge trafen die Russen zu Kassel wieder ein, und in wenigen Tagen waren fast in dem ganzen Königreiche die alten Regierungen wieder eingesetzt. Das am 15. Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20. Oct. 1813 nicht mehr. — 4) Die Provinz Westfalen. Sie ward 1815 geschaffen, besteht aus den Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen westfälischen Kreise besitzt, mit Ausnahme der Herzogthümer Kleve und Berg und der Abteien Essen und Werden, und grenzt an die Niederlande, Hanover, Braunschweig, beide Lippe, Kurhessen, Waldeck, Großherzogthum Hessen, Nassau, Niederrhein und Jülich-Kleve-Berg. Der östliche und südliche Theil, durch welchen sich der teutoburger Wald, das Wesergebirge mit der westfälischen Pforte und die sauerländischen Gebirge ziehen, schließt jedoch auch fruchtbare Ebenen, z. B. das Sintfeld, die soester und warburger Börde ein. In dem nördlichen und nordwestlichen Theile finden sich dagegen viele beträchtliche Haidestrecken. Das Klima ist gemäßigt, rauh in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes. Die Weser, Ems, Lippe und Ruhr sind die wichtigsten Flüsse, alle schiffbar. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Getreide, auch Buchweizen, vielem Flachs, Kartoffeln, Waldungen, vielem Eisen, Kupfer, Galmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwasser ꝛc. Der Ackerbau verschafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Gewerbe sind in vielen Gegenden sehr wichtig und beschäftigen sich vorzüglich mit der Veredlung des Flachses, indem man sowol sehr feine Leinwand, als besonders gröbere, Löwentlinnen genannt, verfertigt, ferner mit Betreibung sehr vieler Eisen- und Stahlhämmer und Fabricirung mannigfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Auch ge-

hen aus den nördlichen Gegenden viele Einw. nach den Niederlanden zum Torfstechen und zur Unterstützung bei der Ernte. Die ganze Prov. enthält 367 □M. und mit dem Militair 1,096,000 Einw., theils Katholiken, theils Protestanten, besonders Lutheraner. Sie zerfällt in 3 Regierungsbezirke, Münster, Minden und Arensberg, mit den Hauptstädten gl. N. — Der von Wigand und dem Domcapitular Meier gestiftete Verein für Gesch. und Alterthumskunde Westfalens gibt (Hamm 1825) ein »Archiv für Gesch. und Alterthumskunde« heraus.

Westfälischer Friede wird der 1648 in Münster und Osnabrück (die im westfälischen Kreise lagen) geschlossene Friede genannt, durch welchen der dreißigjährige Krieg geendigt, die Ruhe für Deutschland hergestellt und ein neues politisches System in Europa begründet wurde. Er war daher die Grundlage aller neuern Friedensschlüsse bis zur franz. Revolution, und ward insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. — Dieser Friede, das Werk des Grafen **Trautmannsdorf** (s. d.), kam erst nach 7jährigen Vorbereitungen zu Stande. Deutschland war erschöpft und Oestreich in seinen Erblanden bedroht, daher zeigte der Kaiser Ferdinand III. friedliche Gesinnungen, aber auch die geheime Absicht, mit Frankreich und Schweden für sich allein, ohne Beitritt des deutschen Reiches, Frieden zu schließen. Es wurden schon zu Ende 1641 zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, welche besonders den Ort und die Art der Conferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen aber erst 1644 an, und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserl., reichsständischen und schwedischen Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung untereinander, und so, daß die an beiden Orten angenommenen Artikel für einen Tractat

gehalten werden, und kein Theil ohne den andern Frieden schließen sollte, betrieben *). Frankreichs Bevollmächtigte in Münster waren der Duc de Longueville, d'Avaux und Servien. Mazarin und Lyonne gaben ihnen ihre Verhaltungsregeln. Schwedischer Seits unterhandelten Oxenstierna (der Sohn des Kanzlers) und Salvius, welche auch den Tractat in Osnabrück unterzeichneten. Die kaiserl. Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. v. Nassau, der Graf v. Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werkes der Graf Maximilian v. Trautmannsdorf. Unter den spanischen Bevollmächtigten wurden Saavedra und Brun für die geschicktesten gehalten. Die Generalstaaten schickten 8 Bevollmächtigte; die Eidgenossenschaft den wackern Bürgermeister von Basel, Joh. Rud. Wetstein. Unter den protestant. Gesandten zeichnete sich der braunschweigische, Jak. Lampadius, und der würtembergische, Joh. Konr. Varnbüler, aus. Venedigs Gesandter, Contareno, und der päpstl., Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII.) traten als Vermittler auf. Adam Adami, der Gesandte des Fürstbischofs von Korvey, war der Geschichtschreiber des Congresses. Rang- und Titelstreitigkeiten hielten die Eröffnung des Doppelcongresses lange hin. Die fürstlichen Gesandten wollten gleich den kurfürstlichen den Titel Excellenz haben; daher der kurbrandenburgische Gesandte einst vor Ungeduld ausrief: »Wir könnten wol etwas Gutes mit einander ausrichten, wenn nur die gottlose Excellenz nicht wäre!« Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der schwedische General Torstensohn drang 1645 in die kaiserl. Erbländer

*) Die Trennung geschah, theils um Rangstreitigkeiten zwischen Frankreich und Schweden zu vermeiden, theils aber auch, weil die Schweden Nichts mit dem päpstl. Nuntius, der den Frieden vermitteln helfen sollte, zu thun haben wollten.

ein und erfocht am 24. Febr. einen wichtigen Sieg bei Jankowitz. Der letzte kriegerische Auftritt fand da statt, wo der Krieg angefangen hatte — bei Prag. Königsmark eroberte (15. Juli 1648) die sogen. kleine Seite dieser Stadt. Dies gab den langen schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und der Friede ward d. 24. Oct. 1648 zu Münster, wohin kurz vorher auch die Bevollmächtigten von Osnabrück, welche früher zum Schluß gekommen waren, sich begeben hatten, völlig abgeschlossen. Durch ihn wurde die Staats- und Religionsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt; die Landeshoheit der Reichsstände ward anerkannt. Sie erhielten das Recht der Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen nicht mehr stattfinden. Das Kurhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und die 8. Kurwürde wurde für dasselbe errichtet, welche jedoch, im Fall die bairische Linie ausstürbe (was 1777 geschah), wieder erlöschen sollte, indem Pfalz alsdann in die bair. Kurwürde zurücktrat. Die seit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der Protestanten gemachten Veränderungen erhielten nun festen Bestand, mit der Bestimmung, daß Alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfange des (sogenannten Normal-)Jahres 1624 gewesen war. Der 1. Jan. d. J. war der Normaltag für den Besitzstand der säcularisirten Güter; das ganze Jahr galt für den Besitzstand der Religionsübung und der an Mittelbare zurückzugebenden mittelbaren geistl. Güter. Nur für Oestreich galt diese Bestimmung nicht; für die Pfalz, Baden und Würtemberg galt 1618 als Normaljahr. Den Reformirten wurden gleiche Rechte mit den ausburg. Confessionsverwandten bewilligt. Den Landesherren wurde zum Gesetz gemacht, die Confessionen, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. Als nun end-

lich alle Schwierigkeiten, welche dem Duldungssystem entgegengestellt wurden, überwunden waren, umarmten sich die Gesandten der Reichsstände und vergossen Freudenthränen. Mehre geistliche Stifter wurden säculariſirt und einzelnen Ständen als Entschädigung überlassen. Der Kaiser willigte in diese Maßregel, um keins von seinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich wurde Elsaß abgetreten, Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und die Summe von 5 Mill. Thlr. für seine Truppen. Brandenburg erhielt die säculariſirten Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin und die Anwartschaft auf Magdeburg. Mecklenburg erhielt die säculariſirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Hanover, abwechselnd mit einem kath. Bischof, das Bisthum Osnabrück und einige Klöster; Hessen-Kassel die Abtei Hirschfeld und 600,000 Thlr. Die vereinigten Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, und die Schweizer als völlig unabhängig vom deutschen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden erklärten sich für Gewährleister dieses Friedens. Die feierliche Verwahrung Papst Innocenz X. gegen diesen Frieden, besonders in Rücksicht auf den Verlust des päpstlichen Stuhls durch die Säculariſation der Stifter, machte kein Hinderniß; aber die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens fand mancherlei Schwierigkeiten. Der Krieg dauerte sogar noch fort zwischen Frankreich, verbunden mit Savoyen, und Spanien, verbunden mit Lothringen; ebenso zwischen Spanien und Portugal (s. v. Woltmann's »Geschichte des westfälischen Friedens«, 2 Thle., Leipz. 1808.). — Die Zeit und das spätere Schicksal Deutschlands haben übrigens gezeigt, daß, so viel auch diplomatische Talente und zum Theil selbst guter Wille bei diesem Friedenswerke thätig waren, dennoch für die Nationaleinheit des deutschen Reiches, und damit für die Kraft und die Würde desselben, in Münster und Osnabrück das Todesurtheil unter-

zeichnet worden war. Indeß war dies größtentheils eine Folge der Territorialpolitik, welche Deutschlands Fürsten schon längst unter sich verzwistet und dem Einflusse des Auslandes dahingegeben hatte. Wäre Ferdinand II. nicht unduldsam, sondern in demselben Grade staatsklug gewesen, so stand es nach dem Frieden zu Lübeck (1629, mit Dänemark) ganz in seiner Gewalt, das deutsche Reich zu seiner alten Würde wieder zu erheben. Durch das von Jesuiten betriebene Restitutionsedict aber entriß er sich selbst die Frucht der Siege Tilly's und Wallenstein's. Nun sorgte jeder deutsche Fürst nur für sich und sein Haus. Also verlor das Reich durch den westfälischen Frieden nicht bloß von seinem Umfange eine Ländermasse von 1900 □M. mit 4½ Million Menschen, sondern auch s. westliche Militairgrenze; überdies blieben Lothringen nach Elsaß hin, und der burgundische Kreis im W. und N. schutzlos. Wenn außerdem dieser Verlust schon an sich den deutschen Handel mit Italien und den mit der Nordsee, zumal bei der Sperrung der Schelde, sehr erschwerte, so mußte im innern Nationalverkehr des Reiches die Befestigung der dreihundertfach landesherrlichen Vielherrschaft und die Verwickelung so vielfältiger Grenz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erschweren, sie mit Formen überladen und die Volksstämme feindselig auseinander reißen. Dagegen wurde Deutschland, seit die Fürsten das von Frankreich bei der Friedensverhandlung durchgesetzte Recht der Bündnisse geltend machten, Baiern, Brandenburg und andere deutsche Regentenhäuser aber eine Stellung in dem europäischen politischen System annahmen, und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten, nunmehr der Gegenstand und der Schauplatz fast aller europäischen Staatshändel. Mit dem westfälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Cabinetsregierung der deutschen Höfe und die damit verbundene auswärtige Diplomatik. Nun bil-

dete sich ein Hof- und ein Kriegsstaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beschränkungen aller Art vielfach eingeschnürte deutsche Nation strengte ihren Kunstfleiß und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Gesandtschaftscorps und größere oder kleinere Kriegsheere die Kosten zu erschwingen. Kein Volk in Europa trägt jetzt diese dreifache Last. Und mit dem Allen erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, sondern die meisten europäischen Kriege wurden auf ihrem Grund und Boden, mit ihrem Blute und auf ihre Kosten ausgefochten. Auch als der Schutz des Protestantismus kann der westfälische Friede nicht angesehen werden. Vielmehr verlor derselbe in den Friedensunterhandlungen zum Theil wieder, was ihm die Waffen schon erkämpft hatten. Er konnte nun sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den östr. Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Protestanten erhielten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige Entschädigung. Nach Schmidt (»Geschichte der Deutschen«) ist es nicht unwahrscheinlich, daß Christine von Schweden durch eine Summe von 600,000 Thlr. sich bewegen ließ, von ihren Forderungen für jene Unglücklichen abzustehen. Allerdings stellte der westfälische Friede viele Entschädigungsmittel auf, aber nur zu Gunsten der Fürsten, und auch dies auf Kosten der schwächern. Er hat im Reiche das aristokratische Princip auf Kosten des monarchischen recht eigentlich entwickelt. Unstreitig war der Friede für das Haus Oestreich sehr nachtheilig; dieses ward aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Allein bei diesem Vortheil, den die fremden Mächte erlangten, verlor am meisten das Reich der deutschen Nation. Darf man aber deshalb die deutschen Staatsmänner anklagen, die den Frieden mit abschlossen?

Auf keinen Fall. Sie konnten jetzt nicht umschaffen, was frühere Jahrhunderte, vorzüglich die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie, im deutschen Reichshaushalt verdorben hatten. Der westfälische Friede war das endliche Ergebniß von tausend unglücklichen Begebenheiten, die ungeschehen oder folgenlos zu machen, in keines Menschen Gewalt stand. Endlich darf dieser Friede nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden; er war das Werk europäischer — französisch-schwedisch-östreichischer — Staatskunst. Daß er aber dieses war, davon fällt die Schuld auf die Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich und auf die Gleichgültigkeit der meisten gegen die allgemeine Volksehre und Nationalwohlfahrt.

Westgothen. Der mächtige Völkerverein der Gothen (s. d.) war schon früh geographisch in Ostgothen, die am Pontus ihre Sitze hatten, und in Westgothen (Visigothi), die in Dacien wohnten, getrennt; um die Mitte des 4. Jahrh. hatten sich beide Völker auch in 2 politisch geschiedene Massen getheilt. Als die durch diese Trennung geschwächten Ostgothen den Hunnen erlagen, flüchteten sich die Westgothen in die Gebirge und erlangten darauf von den Römern Sitze im verödeten Thrazien. Die Stellung der Völker gegen einander wurde durch dieses Ereigniß wesentlich verändert. Unter dem Namen der Verbündeten bildeten die Gothen einen Haupttheil des römischen Heeres, hielten aber nur Frieden, so lange man die ihnen gegebenen Versprechungen erfüllte. Kaum aber war Theodosius gestorben, und das Römerreich in 2 Hälften zerfallen, als die Westgothen unter Alarich gegen Italien losbrachen. In dem nach kurzem Frieden mit dem abendländischen Kaiser erneuerten Kriege fiel Rom (410) in die Gewalt der Westgothen. Alarich würde, hätte der Tod ihn nicht übereilt, als er eben Afrika erobern wollte, ein germanisches Reich in Italien gestiftet haben. Sein Schwager Athaulf, der an die Spitze des

Volks kam, gab Alarichs Entwürfe auf und wandte sich nach Gallien, um sich diesseits und jenseits der Pyrenäen neue Sitze zu erkämpfen. Er kam bis Barcelona, wo er 415 ermordet ward, seine Nachfolger aber gründeten in stetem Kampfe mit früher eingewanderten Völkern und Römern das westgothische Reich in Südfrankreich und Spanien. Die unnatürliche Ausdehnung dieses Reiches diesseits der Pyrenäen, wo sogar die Hauptstadt und der Sitz des Königs, Toulouse, lag, während auf der pyrenäischen Halbinsel die Sueven ihre Unabhängigkeit noch behaupteten, war eine der Ursachen seiner innern Schwäche. Dazu kam das unglückliche Verhältniß der Eroberer zu den Besiegten, da jene sich zu der arianischen Lehre (s. Arianer) bekannten, die den katholischen Provinzialen oder Abkömmlingen der römischen Ansiedler so verhaßt war, und dies hatte die nachtheilige Folge, daß eine schroffe bürgerliche Absonderung zwischen Gothen und Römern entstand, und die kathol. Geistlichkeit sich desto fester an einander und an Rom anschloß. Dieser früh entstandenen Keime des Verderbens ungeachtet und trotz der Störungen, welche durch häufige Thronwechsel und Parteiungen in einem Wahlreiche herbeigeführt werden mußten, breitete sich das westgothische Reich im 1. Jahrh. seines Daseins auch jenseits der Pyrenäen immer weiter aus und erhielt durch Staatseinrichtungen innern Bestand. Eurich, der fünfte König, der von 466 — 83, bei dem gänzlichen Verfalle des römischen Reichs, große Eroberungen in Gallien und Spanien machte, gab den Westgothen, die früher nach Rechtsgewohnheiten waren gerichtet worden, geschriebene Gesetze, die von seinen Nachfolgern erweitert und in eine Sammlung (s. Lindenbrog's „Codex legum antiquarum“ und Canciani's „Barbarorum leges antiquae“, Veneb. 1781 fg., 4 Thle.) gebracht wurden, welche die vollständigste aller germanischen Gesetzgebungen ist und das Recht schon in einer hohen Ausbildung zeigt. Sein Nachfolger Ala-

rich sammelte auch hier seinen römischen Unterthanen in Gallien Gesetze, die er durch rechtsgelehrte Abgeordnete aus dem Theodosianischen Codex, den Verordnungen der spätern Kaiser und andern Quellen ziehen ließ, um zwar den Provinzialen ihre alten Rechte, aber die verbindende Kraft des Gesetzes doch aus seiner landesherrlichen Gewalt hervorgehen zu lassen. So lange die gesetzliche Kraft dieses Rechtsbuchs bestand, die erst um die Mitte des 7. Jahrhunderts aufgehoben wurde, blieb der verschiedene Gerichtsstand der Westgothen und Römer. Die Schwäche des westgothischen Reichs wurde bald offenbar, als es an der Loire mit den erobernden Franken in Berührung kam, da der kathol. Clodwig (s. d.) unter dem Vorwande, es sei unrecht, die ketzerischen Westgothen in dem schönsten Theile Galliens herrschen zu lassen, den friedlichen Ularich angriff und ihn bei Rouglé (507) schlug. Die Franken besetzten ohne Widerstand die meisten Städte in Südgallien, und das Reich der Westgothen wäre in große Gefahr gerathen, wenn sich nicht der Ostgothenkönig Theodorich (s. d.) ihrer angenommen hätte. Während er die Vormundschaft über den Thronfolger, seinen Enkel, führte, benutzte er die günstige Gelegenheit, sich eines Theils der den Westgothen noch gehörenden Besitzungen im südlichen Gallien zu bemächtigen, und nach langer Trennung beider Völker bestand eine Zeitlang eine innige Verbindung zwischen Ost- und Westgothen. Nach seinem Tode entstand bald Verwirrung im westgothischen Reiche, und immer auffallender wurde der verderbliche Einfluß der Glaubensverschiedenheit zwischen den arianischen Westgothen und den kathol. Provinzialen, die bald mild behandelt, bald gedrückt wurden. Mit neuer Kraft erhob sich das Reich unter dem kühnen und verständigen Leovigild (568 — 86), der die Sueven völlig besiegte, die Gesetze verbesserte, die Macht der Großen einschränkte, Toledo zum Königssitze erhob und die königl. Gewalt erblich zu machen suchte. Sein nicht

minder ruhmvoller Sohn Reccared ging 589 zum kathol. Glauben über, wodurch die nachtheilige Trennung im Reiche aufgehoben wurde, und Gothen und Spanier zu Einem Volke verschmolzen. Dieser Übergang hatte auf die Staatsverfassung den wesentlichsten Einfluß, und kaum war der kathol. Glaube Staatsreligion geworden, als die Geistlichkeit, die sich während des frühern Drucks an festes Zusammenhalten gewöhnt hatte, zu einer vorherrschenden Gewalt gelangte, wie sie bei andern germanischen Völkern nicht aufkam, und eine von der römisch-päpstl. unabhängige Hierarchie sich ausbildete. Die arianischen Bischöfe hatten ruhig in ihren Sprengeln gelebt und keinen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung gehabt; die kathol. aber strebten bald nach thätigem Antheil an den Staatsangelegenheiten, um die erlangte Herrschaft ihrer Kirche unerschütterlich zu machen. Die Großen des Reichs, die weltlichen Staatsdiener und Hofbeamten (viri illustres officii palatini genannt), die eine Art von Adel bildeten und als des Königs verfassungsmäßige Rathgeber die Rechte der Volksvertreter an sich brachten, blieben nicht mehr der erste Stand im Staate; die alte Ordnung der Königswahl, wobei jene die Entscheidung gehabt hatten, wurde zum Vortheil der Bischöfe verändert, und unter schwachen Königen, die oft durch Priesterränke zur Krone gelangten oder die Billigung und Lossprechung der Geistlichen wegen eigenmächtiger Thronbesteigung oder verletzter Eide erflehten, mußte es Jenen leicht werden, sich früh an die Spitze des Staats zu stellen und alle öffentliche Lasten von sich abzuwälzen. Dieser vorherrschende Einfluß war besonders auf den Kirchenversammlungen sichtbar, welche in frühern Zeiten bloß Gegenstände des Glaubens und der Kirchenzucht verhandelt hatten, aber gleich nach dem Übertritte des Staatsoberhauptes anfingen mit geistlichen Geschäften auch wichtige politische Angelegenheiten zu verbinden. Als die Geistlichen einmal ihren Einfluß auf Staats-

angelegenheiten gesichert hatten, konnten sie es unbedenklich gestatten, daß auch weltliche Große, die mit dem Könige in die Versammlungen kamen, an den Berathungen Theil nahmen, um so mehr, da sie immer gewiß sein konnten, die weltlichen zu überstimmen, und schon 633 die Verfügung gemacht wurde, daß nur diejenigen weltlichen Großen Zutritt zur Versammlung erhalten sollten, die nach dem Ausspruche der Bischöfe desselben würdig wären. Die innern Unruhen, welche die Übermacht der Geistlichkeit herbeiführte oder begünstigte, erleichterten die Eroberung des Landes durch die Araber, deren Niederlassung auf der Nordküste von Afrika dem westgothischen Reiche bald unmittelbare Gefahr drohte. Schon um das J. 675 begannen die Versuche der Mohammedaner, sich in Spanien anzusiedeln, welche durch die innern Parteiungen, die das westgothische Reich zerrütteten, begünstigt wurden. Neue Parteikämpfe gaben ihnen endlich, als der schwache Roderich auf dem Throne saß, Gelegenheit, ihren alten Entwurf auszuführen. Die Gothen wurden 711 bei Xeres de la Frontera geschlagen, der König verlor das Leben, und die Araber verbreiteten sich über den größten Theil des Landes (vergl. Spanien.). Die Überreste der streitbaren Gothen, die sich nach dem Umsturze des Reichs in die Gebirge von Asturias und Galicien geflüchtet hatten, gründeten hier neue Reiche, wo die westgothischen Staatseinrichtungen zum Theil beibehalten wurden, und aus welchen sich endlich, als die Abkömmlinge der Gothen, aus ihren Schutzwehren hervorbrechend, den mauritischen Ansiedlern einen Landstrich nach dem andern entrissen, die Reiche Spanien und Portugal bildeten. Am längsten blieben die Spuren westgothischer Staatseinrichtungen in den Gesetzen zurück, da die Christen, als sie aus den Gebirgen wieder hervorkamen, auch ihre alten Rechte mitbrachten. Die älteste Sammlung spanischer Gesetze, das **Fuero juzgo** oder **Forum judicum**, ist aus den alten westgothischen Gesetzen

geschöpft, und sowol in dem noch gültigen castilischen als dem catalonischen Landrechte ist Vieles daraus beibehalten worden. — Auch der westgothische Kirchenbrauch, der auf der Kirchenversammlung zu Toledo 633 eingeführt wurde, um in allen Kirchen einerlei Gottesdienst einzuführen, überlebte lange den Untergang des westgothischen Reichs. Dieses sogen. **Officium gothicum**, das viele Gebräuche und Formeln enthielt, die in der spanischen Kirche seit den ältesten Zeiten der Christenheit üblich gewesen waren, erhielt sich trotz aller Versuche der Päpste, den römischen Kirchengebrauch einzuführen, und es entstanden so lebhafte Zwistigkeiten darüber, daß man den Streit der beiden Kirchengebräuche durch Zweikampf und Feuerprobe ausmachen wollte. Als endlich der römische Brauch auch in Castilien, wie früher in Aragon, war eingeführt worden, behielten doch mehre Kirchen in Toledo die alte Sitte bei. Die unter der Herrschaft der Araber lebenden spanischen Christen, die sogen. **Mozarabes**, hielten noch länger an dem gothischen Kirchenbrauche fest, den man daher auch **officium mozarabicum** nannte. Der Cardinal Ximenes ließ das Missal und Brevier dieser Liturgie drucken. — Auch bewahrt die spanische Sprache, obgleich die Westgothen nach der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel die Sprache der besiegten Römer annahmen, in einigen Wörtern noch Ueberreste der gothischen. Eine »Geschichte der Westgothen« hat Joh. Aschbach (Frankf. 1827) herausgegeben.

Westindien. In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, am Eingange des Golfs von Mexico, der Hondurasbai und des Caraibenmeeres, liegt die reiche Inselwelt, welche Colombo Westindien nannte. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich; und der mit dem Klima selbst wuchernde Europäer hat hier die Erzeugnisse des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht bloß Pflanzen und Thiere hat sein Speculationsgeist aus der al-

ten Welt nach Westindien hinübergeführt, auch Menschen. Indem er den Europäer und den Amerikaner mit dem Neger vermischte, pfropfte er Stämme auf Stämme und bildete dadurch neue Menschenracen.— Nach den Besitzern unterscheiden wir: I. Das spanische Westindien. Zu ihm gehört: a) Cuba (s. d.). Hier liegt einer der ersten Stapelplätze für beide Welten und der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, die Havana (s. d.), der Sitz des spanischen Generalcapitains (unter welchem bis 1819 auch Florida stand). b) Porto-Rico (s. d.), in der Größe die vierte Antille und die östlichste. Der Anbau ist ganz vernachlässigt. Der Hauptreichthum der Colonisten besteht in Caffee und Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reis, Mais, Taback, Ingwer Cassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und Salz unter mehren andern Erzeugnissen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wälder des Mankanillen- oder Manzinellbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, das Holz aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist und von Würmern nie angefressen wird. Um den Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. c) Von den 60 Jungfern- oder virginischen Inseln gehören den Spaniern: aa) die Passage- und Schlangeninsel, zusammen 6¾ □M., mit 3000 Einw. Auf der unbewohnten Vieque- oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer und Dänen) Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita, 16⅓ □M., mit 16,200 Einw. und den kleinen Inseln in der Nähe, Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter Philipp II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind jetzt erschöpft. Gegenwärtig gehört diese Insel zu der Republik Colombia. d) Der spanische Antheil an St.-Domingo, welchen der pariser Friede von 1814 an Spa-

nien zurückgab, dieses aber nicht wieder in Besitz nehmen konnte, daher endlich Haiti (s. d.) sich denselben zueignete. Seine Größe beträgt 821 □M., mit der Hauptst. St.-Domingo. — II. Das ehemalige franz. Haiti, 524 □M., welches bis 1820 aus einem Königreich und einer Republik bestand (s. Haiti.). III. Das britische Westindien begreift: a) Jamaica (s. d.). Der Sitz des Gouverneurs ist in der Stadt Kingston, welche 5000 Weiße, 1200 Eingeb. und 11,000 Neger bewohnen. Unter dem Gouvernement stehen noch die kaimanischen oder Krokodilinseln, welche reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Bermudas- (Sommer- oder Teufels-) Inseln, 400 an der Zahl, meist felsig und unbewohnt, zusammen 108 □M., mit 4300 weißen Einw. und 4790 Negern. Ihr Gouverneur hat seinen Sitz auf der Insel St.-Georg. c) Die Lucaien oder Bahamainseln (s. d.), durch den Bahamacanal von Florida getrennt. Dieser Schlüssel des Golfs von Mexico gehört seit 1672 den Engländern. Es sind meist bloße Klippen, von Fischern und Lootsen bewohnt. Colombo entdeckte hier zuerst (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani) und nannte sie S.-Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Der Gouverneur wohnt zu Fort Nassau auf Neuprovidence. Er stellt den König vor und besitzt die vollziehende Gewalt. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt in ein Ober- und Unterhaus; jenes besteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern des Raths, dieses aus 26 Repräsentanten der verschiedenen Inseln. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanish-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide 5 □M., mit 9000 Einw., ferner die unbewohnte, an Weiden sehr reiche Insel Anegada und 12 kleine Inseln. Sie sind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua

(4½ □M., mit 50,000 Einw., darunter 30,500 Neger, wovon 5500 durch die Herrnhuter bekehrt sind) in Rücksicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 250,000 Entr.), Indigo, Taback, Ingwer, Holzarten, Früchten, Vieh u. s. w., eine der wichtigsten Besitzungen, mit der Hauptst. St.-Johns-Town, dem Sitze des Gouverneurs der Inseln unter dem Winde. Zu seinem Gouvernement gehören noch: aa) die Insel St.-Christoph oder St.-Kitts (3 □M., mit 32,000 Einw., darunter 26,000 Neger), mit der Hauptst. Basseterre. Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pf. Sterl. bb) Newis, ein ansteigendes Bergländchen, 1 □M., mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montserrat (2 □M., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (6 Mill. Pf.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, Snake Island oder Schlangeninsel, mit einem Salzsee (6 □M., mit 2100 Einw., wovon 500 Sklaven sind), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicestatthalter. Man erbaut Zucker, Taback, Kaffee, Baumwolle u. s. w. f) Dominica, 13½ □M., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut, der Sitz eines Gouverneurs und hat 4400 weiße und farbige Einw., 21,000 Sklaven und 30 Caraibenfamilien, Ueberreste der Ureinwohner. 200 Pflanzungen liefern vorzüglich Zucker und Kaffee. Durch den furchtbaren Orcan am 21. Oct. 1817 wurde sie beinahe ganz verödet. Hauptst. Rousseau. g) Die ebenfalls sehr fruchtbare Insel St.-Lucie, 10½ □M., mit einem Vulkan. h) St.-Vincent, 6½ □M., hat ebenfalls einen vulkanischen, übrigens sehr fruchtbaren Boden. Die Hauptst. Kingston ist der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden engl. kleinen Antillen. i) Barbados, 10½ □M., mit 15,000 Weißen, 3000 freien Farbigen und 59,000 Negern, Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derselben wurden im Neger-

aufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat 8½ □M. mit 800 Weißen, 1600 Farbigen und 32,600 Negern. Die Einw. sind katholisch und sprechen französisch. Die Insel wurde 1762 an England abgetreten. Diese, deren es gegen 30 gibt, sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, 6½ □M., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinseln, reich an allen westindischen Erzeugnissen. m) Trinidad, zwischen Tabago und der Orinocomündung, vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orcanfreie Seestation. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung, der Herd des spanisch-amerikanischen Aufstandes. Die Insel ist 78¼ □M. groß, mit 40,000 Einwohn., darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Luft ist ungesund, der Boden zum Theil vulkanisch (ein Erdpechsee), aber sehr fruchtbar. Hauptort: St.-Joseph d'Orunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe (s. d.), nach dem Verluste von St.-Domingo die wichtigste franz. Antille. Die mährischen Brüder haben hier eine Mission. Auch ist hier ein Vulkan. b) Martinique (s. d.). Hauptort: St.-Pierre. Boyer-Peyseleau beschrieb: „Les Antilles françaises, particulièrement la Guadeloupe" (Paris 1823, 3 Bde.). — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St.-Thomas, b) St.-Croix, wo Christianstadt der Sitz des Gouverneurs ist, und c) St.-Jean nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen 8½ □M., mit 43,000 Einw., darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 sind die Freihäfen St.-Thomas und St.-Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare, 2¾ □M. große Insel St.-Barthelemi mit 6000 Einw. die ebenfalls alle westindische Producte erzeugt. Hauptort: Gustavia. — VII. Den Niederländern

gehören die kleinen Antillen: a) St.-Eustach, 1 □M., Sitz des Gouverneurs (besteht fast nur aus erloschenen Vulkanen), wichtig wegen des Schleichhandels, hat nach van dem Bosch nur 420 weiße Einw. und 1200 Sklaven; die ebenso große Felseninsel Saba hat 50 weiße Familien und 130 Sklaven. b) Curaſſao (ſ. d.). Die Einkünfte belaufen ſich, bei der Stockung des Handels, nur auf 97,000, hingegen die Ausgaben auf 264,000 Gulden. Hauptort: Wilhelmsſtadt, Sitz des Gouverneurs, Freihafen St.-Barbara. Einige kleinere Inſeln, Aruba (auf dieſer Inſel fand man im J. 1824 reines Gold unzenweiſe), Aves und Bonaire; c) St.-Martin, 5 □M., mit 6100 Einw., darunter 5000 Neger (hatte 1815 im holländ. Antheile nur 60 Weiße und 200 Sklaven). — Die Ureinwohner ſämmtlicher Antillen ſind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inſeln St.-Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die ſchwarzen Caraiben ſind aus einer Miſchung mit Negern entſtanden. Die Zahl aller Einw. betrug 1791 2,460,000, darunter 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildniſſen der Gebirge leben die entlaufenen, räuberiſchen Maronneger. Von dem Europäer und Neger ſtammen die farbigen Menſchen ab, der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. ſ. w. Die Eingeborenen, welche von Europäern abſtammen, heißen Creolen. Außer den europäiſchen Sprachen hat ſich eine creoliſche Mundart gebildet. Die Bewohner ſind Chriſten, mit Ausnahme der unbekehrten Neger; doch gibt es unter ihnen thätige Miſſionsanſtalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieſer Inſeln ſeien, beweiſen die Zollregiſter. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Beſitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matroſen für 6½ Mill. Pf. St. Waaren aus. Ueberhaupt ſchätzte man damals die Ausfuhr

sämmtlicher westindischen Erzeugnisse auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 46 Mill., die spanischen auf 5, die dänischen auf 1½ und die niederländischen auf 8½ Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über 7 Mill. Ctnr. und an Kaffee 930,000 Ctnr. ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2,454,000 Pf. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesammtwerth v. Humboldt auf 13,300,000 Pf. St. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet besonders die englische Regierung auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungssystem dieser Inseln. Die Verfassung der britisch-westindischen Inseln ist fast durchgängig wie die auf Jamaica und auf den Bahamainseln. Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Loos der Negersklaven aber ist durchaus gesetzlich gemildert. Die Creolen, welche ihres Muthes wegen die Entschlossensten zum Widerstande sind, werden, sowie die Mulatten und freien Neger, zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigesetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Regierung in ihrer Colonialverwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St.-Domingo und Trinidad ausgegangen und hat in dem durch den Handel mit Westindien beförder-

ten Küstenverkehr seinen Nährstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß Spanien, wenn es jene Politik nicht ändert, im Laufe des 19. Jahrh. nicht bloß das feste Land, sondern auch seine Antillen verlieren wird. In Haiti und in Cuba nahm die spanische Unterjochung Amerikas — ein System von Grausamkeit und Raubsucht — ihren Anfang: hier wird die Befreiung des spanischen Amerika ihren Lauf vollenden (vergl. Südamerikanische Revolution.).

Westminster, oder die Stadt Westminster (The City of Westminster), heißt einer der 3 Haupttheile Londons, der die schönsten und geräumigsten Straßen hat, der Sitz der Regierung und des reichsten Adels ist, und die ganze westl. Hälfte begreifend, zum sogen. West end of the town gerechnet wird. Ein Thor, Temple Bar genannt, das nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten geschlossen und wieder geöffnet wird, trennt ihn von der Altstadt (s. London.). In diesem Stadttheile liegen: 1) Die Westminster-Abtei, oder St.-Peters Collegiatkirche, die vor Alters zu einem Kloster gehörte, dessen Ursprung sich in die ungewisse Zeit verliert. König Eduard baute die Kirche 1065 neu auf, und seit Papst Nikolaus II. wurden hier die Könige von England gekrönt. Heinrich VIII. verwandelte das Kloster anfänglich in ein Stift, später in eine Kathedrale; Maria stellte die Abtei wieder her, Elisabeth aber gründete 1560 das gegenwärtige Collegiatstift, das aus mehren Stiftsherren besteht, und verband damit eine Lehranstalt für 40 Knaben. Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde von Heinrich III. errichtet, der das alte Gebäude niederreißen ließ, und seine Nachfolger setzten den Bau fort. Die beiden Thürme über dem westlichen Eingange wurden von Christoph Wren (s. d.) gebaut, aber obgleich sie an sich von schöner Form sind, so passen sie doch nicht zum Ganzen. Das Äußere hat überhaupt nicht die schöne Leichtigkeit andrer gothischen Bauwerke, dagegen ist das Innere

ein Meisterstück der Baukunst, von dessen Erhabenheit man besonders am westlichen Eingange ergriffen wird. Schlanke, kühne und doch verhältnißmäßige Pfeiler, Baumstämmen mit prächtiger Verzweigung ähnlich, tragen das hohe Gewölbe. Besonders ist der Chor herrlich, wo aber der Altar von griech. Bauart ihre Einheit stört. In diesem Chor werden die Könige gekrönt. Leider wird das Innere der Kirche durch eine Menge von Grabmälern entstellt, welche, hoch hinaufragend, hier und da die Bogen des Gebäudes verderben. In frühern Zeiten schon war die Westminster-Abtei, wie andre Kathedralen, ein Begräbnißplatz für Alle welche Mittel hatten, ihre Ruhestätte in einem Kirchengewölbe zu erkaufen, und nicht eigentlich ein Pantheon, das nur dem Verdienste seine Hallen öffnete. Auch liegen nicht Alle, deren Denkmäler man erblickt, hier begraben, sondern es wurden theils von der Nation, theils von reichen Mitbürgern, manche berühmte Männer (wie selbst Milton und Shakspeare), die anderswo ihre Gräber haben, durch Denkmäler und Inschriften geehrt. Unter diesen Denkmälern sind die besten von Ruysbrak, Roubillac, Bacon, und unter den neuern von Flaxman. Am südl. Ende des Kreuzes sieht man die Denkmäler mehrer berühmten Dichter, und dieser Theil wird daher gewöhnlich der Poetenwinkel (**The poet's corner**) genannt. Von den ehemaligen gemalten Fenstern sind noch einige übrig, unter welchen das westl. sich auszeichnet. Die Kirche hat mehre Capellen, wie die Capelle Eduards des Bekenners, wo die Asche dieses Königs, und Heinrichs III. schönes Grabmal, sowie die Capelle Heinrich V. mit dessen Denkmal. Alle diese Capellen sind unter dem Gewölbe der Abtei; eins der herrlichsten Denkmäler der gothischen Baukunst aber, Heinrichs VII. Capelle, die eine eigne Kirche bildet, ließ jener König seit 1502 als sein Familienbegräbniß an die Ostseite der Kirche bauen. In der Mitte derselben erhebt sich sein Grabmal von basaltischem Gestein mit Bas-

reliefs, Bildsäulen und einem das Ganze umschließenden prächtigen Gitter, Alles von vergoldetem Erze; ein Werk des florentinischen Bildhauers Pietro Torregiano. Das Äußere dieser Capelle ist wegen des der Verwitterung sehr unterworfenen Steins, woraus sie besteht, in Verfall. Mehre alte Häuser, welche die Nordseite derselben verfinsterten, hat man in neuern Zeiten niedergerissen. An der Südseite der Westminster-Abtei stand das Almosenhaus, merkwürdig als der Ort, wo die erste Druckerpresse in England aufgerichtet wurde. S. „The history of the Abbey Church of St. Peter's Westminster, its antiquities and monuments" (London, bei Ackermann, 1812, 2 Bde., 4.); ferner die „History and antiquities of the Abbey Westminster etc., illustrated by J. Preston Neale"; die literar. Erklärung dabei hat Edw. Wedlake Brayley verfaßt (London 1818 und 1823, Fol., mit 61 Kpf., meistens vom Herausgeber Neale gezeichnet).

2) Westminster-Hall mit dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen, ist der Ueberrest des alten, von Eduard dem Bekenner gebauten Westminsterplatzes. Die große sogenannte Westminsterhalle, von Richard II. neu aufgebaut, war ursprünglich ein Ort, wo die Könige bei feierlichen Gelegenheiten Gastmahle gaben, wie z. B. jener Richard hier 10,000 Gäste mit Hülfe von 2000 Köchen bewirthet haben soll. Sie ist 275 Fuß lang und 74 Fuß breit, hat ein 90 Fuß hohes, von keinem Pfeiler getragenes Deckengewölbe und gilt für den größten Versammlungssaal in Europa. Hier ward das Gericht gehalten, das Karl I. zum Tode verurtheilte. In neuern Zeiten wurde sie nur zuweilen bei einem Gerichte über Mitglieder des Oberhauses oder andere vom Unterhause angeklagte Personen (z. B. 1795 bei der Entscheidung der langen Untersuchung gegen Hastings) gebraucht, und bei solchen Gelegenheiten mit Galerien und erhöhten

Sitzen versehen. An die Halle stoßen die Säle, wo die Gerichtshöfe **Court of Chancery**, **Court of King's Bench**, **Court of Exchequer** und **Court of Common pleas** ihre 4 Sitzungen im Jahre halten, und die Versammlungssäle der beiden gesetzgebenden Häuser. Das jetzige Haus der Lords wurde bei Gelegenheit der Vereinigung Großbritanniens und Irlands neu eingerichtet. Die berühmten Tapeten, die Niederlage der spanischen Armada vorstellend, nahm man aus dem alten Saale herüber. Sie wurden auf Bestellung des Grafen von Nottingham, dem man jenen Sieg verdankte, nach der Zeichnung des Cornelius Broom von Franz Spiering verfertigt und 1650 zuerst aufgehängt. Das Ganze ist durch Rahmen in 4 Abtheilungen getheilt, und die Köpfe auf dem Rande jeder Abtheilung sind Bildnisse tapferer Officiere, die an dem Siege Theil hatten. Am Ende des Saales erhebt sich der Thron, wo der König oder sein Stellvertreter das Parlament eröffnet oder vertagt. Das Haus der Gemeinen war ursprünglich eine vom König Stephan gebaute und dem heil. Stephan geweihte Capelle, die Eduard III. prachtvoll einrichten ließ, aber schon Heinrich VI. den Gemeinen zu ihren Sitzungen einräumt. Das Innere war vor Zeiten reich verziert und besonders am östlichen Ende Wand und Deckengewölbe mit Vergoldungen und Gemälden bedeckt. Schon durch die erste Veränderung der Capelle, noch mehr aber durch die neue Einrichtung des Saales bei der Vereinigung Großbritanniens und Irlands, gingen diese prächtigen Ueberreste alter Kunst verloren. Man hat von den architektonischen Verzierungen und den im reichsten und frischesten Farbenglanze prangenden Wandgemälden, die bei Gelegenheit des neuen Baues sichtbar wurden, Zeichnungen genommen, die man herausgab. Unter dem Saale sind noch ansehnliche und wohlerhaltene Ueberreste einer alten Capelle und die ganze Seite eines Kreuzganges mit einem schönen Gewölbe.

Westphalen (Engel Christina, geb. v. Axen), Gattin des Kaufmanns und Senators in Hamburg, geb. daselbst d. 8. Dec. 1758. Das Dichtertalent dieser edlen Hamburgerin ist in Deutschland bekannt und durch mehre Erzeugnisse ihrer fruchtbaren Feder beurkundet. Dahin gehören die beiden dramatischen Gedichte »Charlotte Corday« (1804) und »Petrarca« (1806), und die »Gesänge der Zeit« (1815). 1809 — 11 erschienen 3 Bde. ihrer Gedichte. Eine viel größere Anzahl von handschriftlichen poetischen Werken verschließt die bescheidene Dichterin, eingedenk der Horazischen Frist der Reife, noch in ihrem Schreibtisch.

Westpreußen hieß vor 1772 Polnisch-Preußen, weil es, mit Inbegriff von Ermeland, zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, welche die Krone Polen 1525, als sie dem Ordensmeister Albrecht v. Brandenburg das Herzogthum Preußen zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. 1772 nahm König Friedrich II. Polnisch-Preußen, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in Besitz, schlug Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte aber damit den ganzen Netzedistrict, und gab dem Lande, im Gegensatze von Ostpreußen, den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch Danzig und Thorn in preuß. Besitz. Aber 1807, im Frieden zu Tilsit, mußte ein Theil des Landes an Frankreich abgetreten werden, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete. Erst 1815 gab der wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Bezirke an der Netze zu der Prov. Posen schlug, aus dem eigentlichen Westpreußen aber, unter seinem vorigen Namen, eine besondere Provinz bildete, welche an die Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Pommern grenz und 466 □M. und mit dem Militair 582,000 Einw. enthält. De

Boden ist theils eine sandige, wenig fruchtbare Höhe, theils besteht er aus sehr ergiebigen Niederungen, welche vor Zeiten der Weichsel abgewonnen worden sind, und wo der Ackerbau die Bemühungen des Landmannes sehr reichlich belohnt. Gebirge fehlen gänzlich. Der Hauptfluß ist die Weichsel; außerdem sind die Drewenz, die Sorge, Elbing und Motlau die beträchtlichsten Flüsse. Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs werden in solcher Menge erzeugt, daß man einen großen Theil davon ausführen kann; auch zieht man vieles Obst, und die ansehnlichen Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Bienenzucht wird stark getrieben, besonders hat man in der Weichselniederung große und schöne Pferde, sowie auch treffliches Rindvieh. Die Ostsee, das frische Haff und die vielen Landseen sind sehr fischreich, besonders werden viele Lachse und Neunaugen ausgeführt. Das Mineralreich ist arm und beschränkt sich bloß auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und viel Torf. Fabriken und Manufacturen sind nur in Danzig von Bedeutung. Sie liefern Wollenzeuche, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Glas, schwarze Seife, auch sind mehre Eisen- und Stahlhämmer vorhanden. Der Handel ist bedeutend in den Städten Danzig und Elbing (s. d.). Sowol die protestant. als kath. Kirche hat unter den Einw. dieser Provinz Bekenner, und Juden gibt es gegen 10,000. Westpreußen zerfällt jetzt in die 2 Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den Hauptst. gl. N.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Westreenen van Tiellandt (Wilhelm Heinrich Jakob, Baron), ist d. 2. Oct. 1783 im Haag geb. Frühzeitig widmete er sich der Geschichte und Literatur. König Ludwig ernannte ihn zum Archivadjuncten des Reichs und zum Historiographen des Unionsordens. Als Schatzmeister und Archivar des obersten Adelshofes bleibt

W. so viel Muße, um in seinen gelehrten Beschäftigungen fortzufahren.

Wetstein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich W., geb. 1649 zu Basel, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte, und das nach seinem Tode (1726) von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit ausgezeichneter Ausgaben alter Classiker in allen Formaten ging aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor. — Aus dieser Familie stammt auch Johann Jakob W. (geb. zu Basel 1693, st. 1754), der Herausgeber des Neuen Testaments im griech. Text (Amst. 1751, 2 Bde., Fol.).

Wette (Wilhelm Martin Leberecht de), Doctor und Prof. der Theol. an der Universität in Basel ward 1780 unfern der großh. Residenzstadt Weimar in dem Dorfe Ulla geb, wo s. Vater Geistlicher war. Schon 1807 ward er als außerordentl. Prof. der Philosophie nach Heidelberg berufen und rückte nach 1809 als ordentl. Prof. der Theologie in die dortige theologische Facultät ein. Unerwartet schnell jedoch folgte er 1810 einem neuen Rufe an die neugestiftete Universität in Berlin. 1319 nahm das Schicksal des in stiller akademischer Wirksamkeit unermüdet thätigen, hochverehrten Mannes eine unerwartete Wendung. De W. hatte auf einer Reise in das Fichtelgebirge im Herbst 1818 in dem Vaterhause Karl Sand's (s. d.), den er nur zufällig und auf kurze Zeit in Jena gesehen hatte, gastfreundliche Aufnahme gefunden, weil die Begleiter, in deren Gesellschaft er reiste, von dem jungen Sand an seine Ältern ein Empfehlungsschreiben erhalten hatten. Er hatte in den Ältern des Unglücklichen sehr achtens-

werthe Menschen erkannt, und fühlte sich daher durch sein Herz gedrungen, sogleich auf die erhaltene Kunde von der blutigen That, der gebeugten Mutter seine Theilnahme in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 zu bezeugen. Wegen dieses Schreibens wurde er am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königl. Befehl vor den akademischen Senat gefordert und mit Vorlegung einer Abschrift s. Briefes befragt, ob er sich zu diesem Briefe als dem seinigen bekenne. Er leugnete nicht, daß er einen Brief dieser Art geschrieben habe, versicherte aber, daß er nach 5 Monaten nicht mehr wissen könne, ob diese Abschrift auch wirklich dem Originale völlig gleichlaute, und er müsse um die Vorlegung s. eignen Handschrift bitten. Aber schon am 30. Aug. eröffnete ihm das Ministerium seine Entlassung von seinem Lehramte. Die vom Ministerium ihm angetragene Auszahlung eines Quartalgehaltes von 375 Thlr. lehnte er ab und zog sich in sein Vaterland zurück. Während seines Aufenthalts in Weimar, wo er nunmehr privatisirte, vollendete er die Herausgabe s. »Sittenlehre«, bereitete eine kritische Ausg. der sämmtl. Werke Luther's vor (wovon der 1. Thl., die sämmtl. Briefe Luther's, Berlin 1825, bei Reimer erschienen ist), und schrieb das vielgelesene Werk: »Theodor, oder die Weihe des Zweiflers« (Berlin 1822), welches im Gewande einer Biographie auf eine höchst anziehende und geistreiche Weise und in einer blühenden Sprache seine damaligen Ansichten von den wichtigsten Gegenständen der Dogmatik, Moral, Ästhetik und Pastoraltheologie darlegt und, in dieser Zeit geschrieben, einen herrlichen Beweis von der Erhebung seiner Seele über die Härte seines Geschickes liefert. Zu derselben Zeit regte sich aber auch in ihm mit großer Lebhaftigkeit der Wunsch, im Predigerberufe einen künftigen Wirkungskreis zu finden. Er betrat daher an mehren Orten seines Geburtslandes die Kanzel und machte einige s. Vorträge durch den Druck bekannt. Dadurch ward

die Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig veranlaßt, ihn zur Mitbewerbung um die bei ihr erledigte zweite Predigerstelle einzuladen. Er folgte der Einladung, hielt, auf die feierlichste Weise empfangen, eine Gastpredigt am 23. Trin. 1821 und ward mit völliger Stimmeneinheit erwählt. Allein die damalige vormundschaftliche Landesregierung versagte der Wahl ihre Bestätigung, ja sogar der Landesherr selbst, bis zu dessen Regierungsantritt die anderweitige Wahl verzögert worden war, konnte nicht bewogen werden, sie zu gewähren, obgleich 3 auf Veranlassung der Gemeinde von den theolog. und philoseph. Facultäten zu Jena und Leipzig ergangene Gutachten einstimmig erklärt hatten, daß der Dr. de W. durch s. Brief an Sand's Mutter der Verwaltung eines geistlichen Amtes sich durchaus nicht unwürdig gemacht habe. Und so folgte denn de W. einem unterdessen an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe zu einem theologischen Lehramte an der Universität zu Basel, wohin er im Frühlinge 1822 abging, ungeachtet ihm die Gemeinde in Braunschweig jährlich 800 Thlr. Wartegeld auf 2 Jahre zusicherte, wenn er diesen Ruf ablehnen wollte.

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Wärme Trockenheit, Feuchtigkeit ꝛc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt. Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind Wärme mit Gewitter, Ostwind trockenes, helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt auf seine Weise auf das Barometer, welches deßhalb auch **Wetterglas** benannt ist.

Wetterau ist der Name eines ebenen, zum Theil von Bergen begrenzten, sehr fruchtbaren Landstrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthum Hessen (=Darmstadt) liegt, von dem kleinen Flusse Wetter, der bei Laubach entspringt und bei Assenheim in die

Nidda fällt, den Namen hat, und sich in seiner größten Länge 11 Stunden weit von Höchst am Main bis Nidda, und in seiner größten Breite von Oberroßbach bis Büdingen 8 Stunden weit erstreckt. Sie enthält 15 □M., und ihr Haupterzeugniß ist Getreide, wovon sie einen großen Theil an die benachbarten Gegenden ablassen kann. Auch wird starker Obstbau getrieben. Auf dem sonstigen Reichstage waren die Reichsgrafen und Herren in 4 Collegien getheilt, wovon eins das wetterauische hieß.

Wetterleuchten, eine feurige Lufterscheinung, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht bloß am bewölkten, sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man alsdann zu sagen, das Wetter kühle sich. Es hat mit dem St.-Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Elektricität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die elektrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen, oder in so beschaffenen Wolken, die elektrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitze erfordert wird, so wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Man nimmt an, daß das Berührtwerden eines mit Elektricität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelektrischen Dünsten oder aufsteigenden Gasarten diese Erscheinung hervorbringe, ungefähr auf dieselbe Art, wie wenn man im Finstern mit der Hand oder mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerschlagener feiner Zuckerstückchen herfährt, oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein leuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch der Wiederschein oder das Leuchten der

Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon vielleicht 5 — 20 und mehr Meilen weit weggezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunstmassen bald kleinere, bald größere in den verschiedenen Breiten und Längen sich ausdehnende Lichtscheine hervorzittern und aufstrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird.

Wetterlichter, auch St.-Elmsfeuer, nennt man eine gewisse merkwürdige Erscheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich an den Spitzen der Mastbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauschende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeitlang fortdauern; sie erscheinen gemeiniglich bei starkem Winde, und werden doch von diesem nicht bewegt. Die neuern Lehrer in der Physik nehmen diese Wetterlichter als Zeichen der in Spitzen und Ecken eindringenden Elektricität an; und man hat selbst an menschlichen und thierischen Körpern dergleichen Erscheinungen wahrgenommen.

Wetterscheide (Wetterscheidung) wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Dunstkreisstelle in einer gewissen Gegend genannt, wohin sowol Gewitter als Strichregenwolken zu ziehen, oder wo sie sich zu zertheilen pflegen. Wenn man genau darauf Acht gibt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmassen, wenn diese nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden, entweder nach Hügeln und Gebirgen, oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hingeleitet wird. Es kommt dabei immer auf die Lage einer Gegend an. Liegt ein Ort auf einer Anhöhe, die in einiger Entfernung von Seen oder Waldungen oder großen, breiten Flüssen umgeben ist so theilen sich die Wolken meistentheils zu beiden Seiten der Anhöhe, und es wird nur selten im Sommer ein Gewitter oder Regen

über jenem Orte erscheinen. Die anziehende Ursache liegt höchst wahrscheinlich in der Ab- und Ausdünstung der Berge, der Waldbäume oder der Wasserflächen, die sich im Umkreise eines Ortes befinden, den man alsdann die Wetterscheide nennt. Diese Dunstsäulen sind in den Sommertagen weniger sichtbar, aber dennoch vorhanden, und haben eben wegen ihrer Affinität (Wahlverwandtschaft) eine Hinneigung zu den über ihnen schwebenden Dünsten, die sich ebenfalls nach jenen hinziehen.

Wettrennen der Pferde. Dieses der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest ist fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbste oder Frühlinge) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu New-Market werden jährlich, außer den kleinern, noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler sich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfes, bis 1000 Guineen und darüber. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinn des Siegers. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig sind; doch gibt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth) noch goldene und silberne Schalen, als außerordentliche Preise bei den großen königl. Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten wurden. Indeß rechnet man bei der Zucht der Wettrenner mehr auf die großen Verkaufspreise und auf das Springgeld (jedes mal 3 — 30 Guineen und darüber) als als auf jene Gewinnste; denn der schönste Renner kann überwunden werden, ohne deßhalb seinen entschiedenen Werth zu verlieren. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wich-

tig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große als wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen habe. Nichts geht über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rücksicht genommen. In ihren Ställen sind sehr oft Oefen; das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannaht, werden sie purgirt, klystirt u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen sie krank macht. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt 4 engl. Meilen. Da ein Pferd gerade so viel Last tragen muß als das andere, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockeys nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorne, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8 — 9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd 3 Mal in einem Nachmittage gelaufen ist und jedesmal gewonnen, also über $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen

Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt gießen sie ihnen spanischen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Wetzel (Friedrich Gottlob), Dr. med., geb. 1780 in Bautzen, gest. 1819 in Bamberg.

Wetzstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wetzen und Schleifen von Messern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von splitterigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblichgrauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wetzschiefer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

Weyde (Regier oder Roger von der), niederländischer Maler, welcher, von Brüssel gebürtig, um 1500 blühte.

Wezel (Johann Karl), geb. am 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, gest. am 28. Jan. 1819. Er war einer der fruchtbarsten Romanschreiber und Lustspieldichter.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt des oberrheinischen Kreises, welche unter dem Schutze des Landgrafen von Hessen-Darmstadt stand, der hier auch eine Besatzung hielt, seit 1814 zur preuß. Prov. Niederrhein, Regierungsbezirk Koblenz, gehörig, liegt in einer romantischen, bergigen Gegend, an der Lahn, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und welche hier auch die Dill und Wetzbach aufnimmt. Sie ist altmodisch gebaut, hat größtentheils abhängige Straßen, wegen ihrer Lage am Abhange eines Berges, und zählt 6 Kirchen, 750 H. und 4200 E. Das merkwürdigste Gebäude ist die an-

sehnliche Domkirche. In dem stattlichen Archivgebäude, an welchem zur Zeit des römischen Reichs gegen 100 J. gebaut wurde, und das die preuß. Regierung vollendete, sind 80,000 Proceßacten aufbewahrt. Das ehemalige Reichskammergerichtsgebäude ist eine Caserne. An Fabriken fehlt es gänzlich, und die Einw., die sonst ihren meisten Unterhalt von dem hier befindlichen Reichskammergerichte zogen, leben von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, vom Feld-, Garten- und Obstbau und einer nicht unbedeutenden Krämerei mit allen Arten von Waaren. 1693 wurde das jetzt seit 1806 aufgelöste Reichskammergericht hierher verlegt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurde die Stadt nebst ihrem kleinen Gebiete, unter dem Titel einer Grafschaft, dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligen Großherzog von Frankfurt, zugetheilt; 1814 kam sie unter preuß. Hoheit.

Whigs, der Name einer Oppositionspartei in England, welche die Grundsätze, die das Wesen der 1689 ausgebildeten britischen Staatsverfassung bezeichnen gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone zu behaupten sucht. Hume bezeichnet das Wesen eines Whig so: »Ein Freund der Freiheit, ohne der Monarchie zu entsagen«. Die Whigs, zu denen auch Fox und Burke, Lord Chatham, Sheridan, Whitbread, Ponsonby und viele andere ausgezeichnete Staatsmänner gehört haben, sind die gemäßigten Freunde des Volkes, und dürfen nicht verwechselt werden mit den leidenschaftlichen Reformers, welche die bestehende Ordnung umstoßen wollen. Zu den letztern gehören Burdett, Hobhouse, Cobbet, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbesserungen, z. B. eine gleichmäßige Volksvertretung und eine strengere Sparsamkeit in der Finanzverwaltung (wie die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abänderungen in der Verfassung, z. B. auf jährliche Parlaments-

wahlen, dringen und dem Volke schmeicheln, um es mit Haß gegen die Aristokratie des Reichthums und der Gewalt zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird in England mit dem Namen rank democracy bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog von Sussex (Bruder Georgs IV.), die Herzoge von Bedford, Devonshire u. A., der Marquis v. Landsdown, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w., die Commoners Tierney, Bennet, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. A. In der Sitzung des Parlaments, die d. 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, haben alle Parteien ihre Kräfte gemessen; weil aber der reine Whigismus auf die Seite der Minister, der Verfassung und der Eigenthümer getreten war, so konnte der wilde Whigismus der Reformers seine Plane nicht durchsetzen. Hierauf behaupteten die gemäßigten Whigs, vorzüglich durch Canning, ihre Stellung im Ministerium; allein seit Wellington an die Spitze desselben getreten ist, herrschen die Ansichten der Tories vor (vergl. Opposition und Tories.). Unter mehren Oppositionsblättern ist vorzüglich die „Morning Chronicle“ das Organ der Whigs.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. — In Schottland und in Irland auch eine Art Branntwein.

Whiston (William), berühmter englischer Gelehrter, geb. 1667 zu Northon, starb 1752.

Whistspiel, ein aus England nach Deutschland verpflanztes Kartenspiel, welches seinen Namen daher hat weil es große Aufmerksamkeit und deshalb Stille erfordert.

Whitbread (Samuel), ein ausgezeichnetes Oppositionsglied im britischen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsgliedes Samuel Wh. Er errichtete mit einem Aufwande von ½ Mill. Pf. St. das damals größte Brauhaus in Lon-

don (und Europa) in Chiswell-Street. Ebenso groß war sein liegendes Besitzthum; dabei unterstützte der wackere Mann jede gemeinnützige Anstalt auf die großmüthigste Weise; er belohnte freigebig die Treue seiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel, geb. 1758, wurde in Eton erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu seinen ersten Jugendfreunden gehörte. 1790 wählte ihn die Stadt Bedford ins Parlament; auch ward er für jedes folgende Parlament aufs neue gewählt. Hier trat er sofort im Geiste einer männlich-freien Opposition auf die Seite von Fox, indem er »dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Minister« entgegenarbeiten und überall wachsam sein wollte: „Ne quid damni capiat respublica". 1807 beschäftigte sich Wh. mit einer Prüfung der vorhandenen Gesetze, die Armen betreffend. Als bald darauf Bonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation. Ebenso nachdrücklich tadelte er mehre Beschlüsse des wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachsens, sodaß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, wie sehr sie die edle Theilnahme des Herrn Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Achtserklärung, welche der Congreß gegen Napoleon erließ, als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders weil sie ihm einen Meuchelmord zu billigen schien. Ebenso tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen, oder den Franzosen eine Regierung vorzuschreiben. Indeß gab er, ohne darum von jenen Grundsätzen abzuweichen, seine Stimme zu Errichtung eines Denkmals für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tief eindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufsicht auf seine Braue-

rei, auf seine Landgüter und sein großes Hauswesen, das allein einen Mann von herculischer Thätigkeit erforderte, entschloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylane-Theaters zu besorgen. Es gelang ihm, die verwickeltsten Rechnungen in Ordnung und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte seine Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und schläfrig, dabei reizbar, und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, 6. Juli 1815, todt in seinem Blute, mit durchschnittener Kehle, das Rasirmesser auf der Erde. Das Urtheil der Geschworenen sagte aus: »Samuel Whitbread starb von seiner Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung«.

Whiteboys, engl. (Hueit-bays), weiße Buben: der Name gewisser Unruhestifter in Irland — Landleute, die mit den Hemden über den Kopf des Nachts auszogen, um an ihren Feinden (Gutsbesitzern, obrigkeitl. Personen, Zollbedienten ꝛc.) Rache zu nehmen, wobei denn viel Ausschweifungen, mit Grausamkeiten vermischt, vorfielen. Indessen wurden diese bald unterdrückt; allein zu Ende vorigen Jahrh. kamen ähnliche Ruhestörer in Irland unter dem Namen Right-boys (Reitbays) zum Vorschein, die wegen Entrichtung der Zehnten (welche die Katholiken [aus denen der größte Theil von Irland besteht] an die protestantischen Geistlichen, oder vielmehr an die sogenannten Tythe Proctors (die den Geistlichen den von ihnen zu erhebenden Zehnten abkauften und nun mit den Landleuten für ihre eigene Rechnung accordirten) entrichten sollten) die heftigsten und bedeutendsten Unruhen erregten, aber mit weit mehr Vorsicht und Klugheit, als jene, zu Werke gingen. Seit 1793 gab es wieder andere Unruhen in Irland und man nannte nun die Friedensstörer De-

fenders, die aber im Grunde dasselbe waren, nur daß diese letzteren mehr politische Grundsätze zu befolgen schienen und ihre Forderungen den jetzigen Zeiten mehr anpaßten. Daß in der neuesten Zeit die Sache der Emancipation, besonders durch die außerordentlichen Bemühungen O'Connel's, dennoch durchgesetzt worden, ist bekannt.

Wiclef oder Wicliffe (Johann), ein gelehrter engl. Theolog, einer von Luthers Vorgängern, geb. ungef. 1324 zu Wicliffe (Grafsch York). Nachdem er zu Oxford die Doctorwürde erlangt hatte, trat er wider die Mißbräuche und Anmaßungen der Geistlichen als Schriftsteller auf (1356), und indem er nachher die Rechte der Universität gegen die Bettelmönche vertheidigte, lud er um so mehr den Haß der Mönche auf sich welche bei dem Papste seine Absetzung — er bekleidete bereits seit 1365 die Stelle eines Vorstehers beim Collegium zu Canterbury — bewirkten. Allein nun trat Wiclef gegen den Papst selbst auf, vertheidigte die Rechte des Königs gegen den Papst, in Ansehung des eingezogenen Peterspfennigs (s. d. A.), der zu vergebenden geistl. Pfründen ꝛc., that dies noch mehr, da er zugleich 1374 von König Eduard III. als Mitgesandter an den Papst abgeschickt wurde, und faßte den tödtlichsten Haß gegen die päpstl. Curie, je mehr die Mönche ihn zu stürzen suchten, die nun 18 Artikel von Wiclef, als ketzerisch, an den Papst einsendeten. Der Erzbischof von Canterbury mußte in einer zusammenberufenen Versammlung der Geistlichen ihn zur Verantwortung ziehen; wiewohl unterstützt und vertheidigt selbst vom Hofe, mußte man ihn freisprechen. Allein Eduards Nachfolger, der schwache Richard II., ließ es dennoch geschehen, daß in einer abermaligen Versammlung Wiclefs Lehrsätze — er selbst hatte sich gar nicht gestellt — als ketzerisch verdammt wurden. Wiclefs Proceß zog sich in die Länge, und der große Mann starb, wenngleich verketzert, dennoch ganz ruhig 1384. — Nur Papst Mar-

tin V. machte sich durch die elende Rache, die er noch 1428 durch Ausgrabung und Verbrennung des Leichnams nahm — lächerlich. Wiclef, dem auch der Ruhm bleibt, die Fürsten auf ihre Rechte gegen den päpstl. Stuhl und die Geistlichkeit aufmerksam gemacht zu haben, lebt in seinen Schriften und Schülern fort.

Widdin, eine feste Stadt und Hauptort eines Sandschaks in Rumeli, an der Donau, mit 25,000 Einw., Sitz eines Sandschakbeis und eines griech. Bischofs. Sie wurde in neuern Zeiten durch die glücklichen Unternehmungen Paswan Oglu's (s. d.) bekannt.

Widmer (Samuel), Mechaniker und Manufacturist, Oberkampf's Neffe und Nachfolger. Er wandte Berthollet's chemische Bleichart der Leinwand zuerst im Großen an. Dann erfand er selbst 1792 den Druck mit gestochenen kupfernen Cylindern, machte aber der Revolution wegen erst später im Großen Gebrauch davon. Dieser Kupferdruck fördert so schnell als 24 geübte Arbeiter. Nun erfand er auch eine Maschine, um die Muster in die kupfernen Cylinder zu stechen. Diese leistet in 6 Tagen so viel und so gut als der beste Kupferstecher in 6 Monaten macht. Noch erfand er eine andere Maschine, um Kupferplatten zu stechen. Hierauf erfand er seit 1809 die wichtige Methode, das Wasser in den Färbekesseln durch Dämpfe zu heizen.

Wiebeking (Karl Friedrich v.), k. bairischer Geheimerath, als Gelehrter, Wasserbaumeister und Topograph rühmlichst bekannt, geb. d. 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern, widmete sich, nach vollendeten Studien, den topographischen Aufnahmen. 1784 luden ihn die Herzoge von Weimar und Gotha, die ihre Länder in genauen topograph. Aufnahmen dargestellt zu sehen wünschten, zu sich ein. W. fing die Aufnahme bei Gotha an, deren Fortsetzung er aber Andern übergab, und nahm sodann das Herzogthum Weimar und auch die

Herrschaft Schmalkalden topographisch auf. Demnächst vollzog er den ihm gewordenen Auftrag zur topograph. Aufnahme von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn das Studium der Militair-, der bürgerlichen und der Wasserbaukunde, und 1788 trat er als Wasserbaumeister im Herzogthume Berg in die kurpfalzbairische Dienste. 1795 erschienen s. »Beiträge zur kurpfälzischen Staatengeschichte«. In dieser Zeit bereiste er zum zweiten Male Holland, und 1796 schrieb er eine Auskunft von dem Übergange der Franzosen über den Rhein und Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues. Bald nachher trat er in darmstädtische Dienste. 1800 machte er eine Reise durch Frankreich, deren Resultate sich in s. »Wasserbaukunst« finden. 1804 schrieb er s. »Theoretisch-praktische Straßenbaukunde«. Von s. »Theoretisch-praktisch-bürgerlichen Baukunde, mit Abbildungen antiker Baudenkmale« erschien in München 1821 der 1. Bd., 4., mit 46 K., Fol.

Wiebel (Johann Wilhelm v.), Dr., Leibarzt des Königs von Preußen, Geh. Obermedicinalrath, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe und des eisernen-Kreuzes 2. Classe, Mitglied mehrer medicin.-chirurgischen Akademien und gel. Gesellschaften, geb. zu Berlin d. 24. Oct. 1767. Im Nov. 1801 ernannte ihn der König zum Arzt beim Cadettencorps in Berlin, und 1807 zum Generalchirurgus beim Garderegiment. 1808 begleitete er den König nach Petersburg und wurde Leibarzt. In den spätern Feldzügen 1813 — 15 bewies W. seine Berufstreue in allen Lazarethen von Breslau bis Paris, sowie auf den Schlachtfeldern von Kulm Leipzig, Bar sur Aube, Brienne u. s. w. Er wurde 1827 geadelt.

Wied, Grafschaft, am Niederrheine und der Lahn, das größte standesherrschaftliche Gebiet im Großherzogthum Niederrhein, gehört dem fürstl. Hause Wied, das schon im 11. Jahrh. blühte. Im 13.

Jahrh. kam sie durch Heirath an einen edeln Herrn von Isenburg, von dessen älterm Sohne die nachherigen Grafen dieses Namens, sowie von dem zweiten die Linie der Grafen von Wied hergeleitet werden. Der Letzte dieses Geschlechts setzte seinen Großneffen, Sohn eines Herrn v. Runkel, zum Erben ein (1554), und dieser ist folglich der Stifter des dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Ältern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in 2 Linien: 1) Wied-Runkel, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn (8½ □M. mit 20,000 Einw.). Der Fürst, Karl Ludwig (geb. 1763), residirt zu Dierdorff (Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied). Er hatte über 60,000 Thlr. Eink. Sein Bruder, Friedrich, war k. östr. Feldmarschallieutenant. Beide Brüder starben im März und im April 1824 ohne Erben. Mit ihm erlosch die Linie Wied-Runkel, und die Besitzungen derselben fielen an die jüngere Linie: Wied-Neuwied, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 □M., 12,000 Einw.). Der Fürst, Johann August Karl (geb. 26. Mai 1779), residirt zu Neuwied (s. d.), einer schön gebauten Stadt am Rhein, und hat 45,000, seit dem Anfalle der Wied-Runkel'schen Besitzungen aber 105,000 Thlr. Eink. Zusammen hat der Fürst 13 □M. mit 38,900 Einw. und 230,000 Guld. Eink. Beide Linien, die sich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (1806). Die Besitzungen des Hauses Wied liegen unter preuß. Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, das nach Nassau gehört. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist Maximilian (s. d.), Prinz von Wied-Neuwied, berühmt durch s. naturhistorische Reise nach Brasilien. Dem Fürstenthume Wied wurden 1825 von dem Könige von Preußen dieselben Rechte und Vorzüge eingeräumt, welche unter den

Standesherrschaften schon früher die Grafschaft Stolberg-Wernigerode erhalten hat. Zu Neuwied ist daher eine eigne fürstl. Regierung, welcher in Justizsachen ꝛc. die Entscheidung in zweiter Instanz zusteht, und welche, unabhängig von den königl. Provinzialregierungen direct dem Ministerium untergeordnet ist, und wohin, von der letzten Instanz bei der Person des Fürsten, Appellation gelangen darf.

Wieland (Christoph Martin), der Sohn eines Geistlichen, geb. zu Ober-Holzheim, unweit Biberach 1733. Erst in die Lehranstalt zu Kloster-Bergen gesendet, kam · im 17. Jahre in seine Vaterstadt zurück. Hier begann schon die für ihn auf seine ganze Lebenszeit so höchst anziehende Bekanntschaft mit Sophie Guttermann, nachherigen la Roche (s. d. A.), die er mit aller Schwärmerei liebte, die aber nicht die Seinige werden konnte, obgleich die Anhänglichkeit an sie ihn durch sein ganzes Leben begleitete. — In demselben Jahre noch ging er nach Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren, opferte aber mehr der Dichtkunst; ging dann nach Bern als Hauslehrer, wurde aber bald zu Bodmer nach Zürich gezogen und überließ sich hier ganz der Ausbildung seines Talents. Im Jahre 1760 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt, ohne sich dadurch den Musen entziehen zu lassen. Der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, der Wieland durch seinen Minister Stadion hatte kennen lernen, berief ihn 1769 als Professor der Philosophie nach Erfurt. Allein jetzt ward er auch der Herzogin Regentin von Weimar, Anna Amalia, näher bekannt, die ihn 1772 zum Lehrer und Erzieher ihrer beiden Prinzen berief und so unserm philosophischen Dichter für immer, auch nach Vollendung des Erziehungsgeschäfts, die schöne Muße verschaffte, die die Schöpferin einer Reihe der herrlichsten Meisterwerke in Prosa und in Versen ward. In seinen spätern Jahren (seit 1797) lebte er nicht mehr in Weimar, sen-

dern auf seinem Landgute zu Osmannstädt, das er jedoch in der letzten Zeit (1803) wieder verkaufte, nachdem er 1801 seine ihm so theure Lebensgefährtin, mit der er 33 Jahre gelebt, durch den Tod verloren hatte. Er folgte ihr 1813 in seinem 80. Jahre nach. — Ohne eine Schilderung der mannigfaltigen großen Talente dieses außerordentlichen Geistes, dessen blühende Phantasie, unerschöpflichen Witz, tief eindringenden philosophischen Geist, feine und richtige Empfindung ꝛc. Jeder in seinen Schriften bewundert, zu wagen, sei es uns erlaubt, die Leser bloß an die vorzüglichsten Erzeugnisse dieses merkwürdigen deutschen Dichters zu erinnern: Agathon, der neue Amadis, der goldene Spiegel, Musarion, die Grazien, Abenteuer des D. Silvio von Rosalva, Nachlaß des Diogenes von Sinope, Geschichte der Abderiten, Oberon, die Göttergespräche, Peregrinus Proteus, Aristipp, Euthanasia ꝛc. ꝛc.; dann unter den meisterhaften Uebersetzungen: Horazens Briefe (nebst Commentar, worauf W. selbst unter seinen Schriften den größten Werth legte), Satyren, Lucian's sämmtl. Werke, Cicero's Briefe ꝛc.; die Herausgabe des deutschen Merkurs, des attischen Museums ꝛc. – Die Prachtausgabe der sämmtlichen Werke Wielands, welche in 36 Bänden, mit ebenso viel Kupfern und 6 Bänden Supplemente, bei Göschen in Leipzig (1794 — 1802) herausgekommen und welche in der neuesten Zeit von Gruber, der auch noch eine treffliche Biographie hinzugefügt hat, herausgegeben worden, bedarf keiner besondern Erwähnung. Seine merkwürdigen Verhältnisse zu seiner ersten Geliebten und zu deren Gatten ergeben sich näher aus dem über 50 Jahre mit derselben geführten Briefwechsel: C. M. Wieland's Briefe an Sophie von la Roche ꝛc. herausg. v. Franz Horn. Berl. 1820.

Wien, Haupt- und Residenzstadt des österreich. Kaiserstaats und des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, der Sitz der höch-

sten Landesregierung und der ersten Centralbehörden, liegt an der Donau, die hier mehre Arme und Inseln bildet, und an der Mündung des 3 Ml. von der Stadt im Wiener Walde entspringenden Flusses Wien. Die Stadt hat 3½ Ml. im Umfange, 32 Vorstädte auf der einen Seite und 2 Vorstädte auf der andern Seite der Donau, welche 34 Vorstädte mit den Linien oder Wall und Graben eingeschlossen, von der Stadt aber durch einen 600 Fuß breiten Raum, das Glacis oder die Esplanade, getrennt sind. In der Stadt sind 1218, in den Vorstädten 6645, zusammen 7863 H., 123 Paläste und ohne Militair 299,600 E., von denen 48,400 in der Stadt, die übrigen in den Vorstädten leben. Die Stadt ist in 4 Polizeibezirke: das Stuben-, Kärntner-, Wiener- und Schotten-Viertel, die 34 Vorstädte aber in 8 Bezirke abgetheilt. Darin die kaiserliche Burg oder das Residenzschloß, die Metropolitan- oder St. Stephanskirche mit dem 433 Fuß hohen Thurm, der Sitz eines Erzbischofs, die kolossale bronzene Bildsäule Joseph II. zu Pferde auf dem Josephsplatz, viele Plätze, öffentliche Gebäude, Vergnügungs-Anlagen, die 1361 gestiftete Universität, 3 Gymnasien, Normalhauptschule, Seminare, Ritterakademie, medicinisch-chirurgische Josephsakademie, Akademie der bildenden Künste, Gesellschaft der Musikfreunde orientalische Akademie, Ingenieur-Akademie, Landwirthschafts-Gesellschaft, polytechnisches Institut, Thierarzneischule Forstlehranstalt, Schwimmschule, griech. Schule, Findelhaus, Taubstummen- und Blinden-Institute, viele andere Bildungsanstalten, Irrenhaus, Bibliotheken, Naturalien-, Münz- und Kunstsammlungen, Kunsthandlungen, kaiserl. botan. Garten, Kanonengießerei, Stückbohrerei, Gewehrfabrik, 2 Zeughäuser, viele Manufakturen und Fabriken in Seide, Wolle, Leder, Blonden, Gold- und Silberspitzen, Bändern, Baumwolle, Galanteriewaaren, Papier, Porzellan, musikalischen Instrumenten, chemischen Waaren, mathematischen,

optischen und physikalischen Instrumenten, Maschinen, Uhren, Tapeten, Kunstblumen, Handschuhen, Wagen, Meubeln, Hüten, Spiegeln, Stahl-, Messing-, Kupfer-, Gold- und Silberarbeiten u. a.; weit verbreiteter Handel vorzüglich nach Ungarn und der Türkei; Schifffahrt. In der Nähe die kaiserl. Schlösser Schönbrunn, Hatzendorf und Laxenburg.

Wiener Congreß, einer der bedeutendsten und glänzendsten, vom 1. Nov. 1814 bis zum 10. Juni 1815. Ein großer Theil der regierenden Häupter und der ersten europ. Staatsmänner, die sich hier persönlich einfanden, gaben dieser Versammlung ebenso viel Glanz, als den hier verhandelten und abgeschlossenen Gegenständen die größte Wichtigkeit. Die Hauptabsicht, Frankreichs Eroberungspolitik ein Ziel zu setzen und das europäische Staatensystem möglichst wieder herzustellen, haben dem Congresse allerdings eine große politische Wichtigkeit gegeben, obgleich die Vergrößerung mancher Staaten auf Kosten anderer für diese nur eine niederschlagende Bedeutendheit hatte.

Wight, eine englische, zu Hampshire gehörende Insel im Canal, der England und Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der engl. Küste. Sie hat 9 □M. Flächeninhalt, 27,000 E., und ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getreide berühmt; sie ist die Kornkammer für die westlichen Grafschaften Englands. Es sind hier beträchtliche Schäfereien, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat 4 Städte. Die vorzüglichste darunter ist das gut befestigte Newport. In dem nicht weit davon entfernten festen Schlosse Carigbrook wurde Karl I., als er sich 1646 auf diese Insel

geflüchtet hatte und von dem Obersten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten, ihn bloß seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), geb. 1759 zu Hull, war ein ausgezeichneter Redner im engl. Unterhause auf der Seite der Ministerialpartei. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln verschafft hat, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit entehrenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuschaffen (s. Sklavenhandel), worin Thomas Clarkson sein thätigster und wirksamster Vorgänger war. Die Quäker in Pensylvanien schafften zuerst (1571) denselben ab. Auch Dänemark untersagte ihn späterhin seinen Handelsgesellschaften. Er starb 1826.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über das Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Uebertreter zu bestrafen.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräfl. Familien am Rhein, die wahrscheinlich deßwegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch Rau- (Rauh-) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und rauhgräfl. Häuser mit rheingräfl. entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der seit d. 8. Jahrh. blühenden Grumbachschen Linie des gräfl. Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wildungen (Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich v.), einer der beliebten Schriftsteller und Dichter im Fache der Forst- und

Jagdkunde, geb. zu Kassel am 24. April 1754, starb am 15. Juli 1822.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländ. Freiheit, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Ältern von Nassau, und Julianens Gräfin von Stolberg, und ward geb. d. 16. April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Wilhelm wurde in der römischen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Karls V. Schwester; hierauf befand er sich 9 Jahre lang als Kammerjunker stets um den Kaiser, der den Geist, die Klugheit und Bescheidenheit des Prinzen so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 J. alt war, in Abwesenheit des Herzogs Philibert v. Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn seinem Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchen ihm die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederlande ansah, und ihm daher die Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf: so stellten der Graf v. Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem Könige schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückrufe, dieser durch sein gewaltsames Verfahren das Land in Aufruhr bringen werde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an; doch verbarg er seinen Zorn, und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog v. Alba mit spanischen und ital. Soldaten in die Niederlande. Wilhelm er-

kannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dies ab, und verlangte von ihm. er möge seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sei, wie die Fürstin glaubte, er selbst aber bereits dem Könige geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöfe übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen —, so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorne, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde, um zu berathschlagen wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer spätern Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. »Diese Gnade«, erwiederte der kluge Oranien, »wird unser Untergang, und Egmont die Brücke sein, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden«. Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg

zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden 18 Herren und mehre von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne, verhaftet, und in Brüssel am 5. Juni 1568 hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit (so nannte er den Prinzen von Oranien) gefangen. »Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen so tauge des Herzogs Fischerei nichts«. Alba ließ indeß den Prinzen, die Grafen v. Hoogstraten, v. Kuilenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölfe fordern. Der Prinz kam nicht, sondern legte ein Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldenen Vließe nur von dem Könige selbst und von den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs v. Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A. als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm, von der Universität Löwen wegnahm und als Geißel nach Spanien schickte *). Nun trat der Prinz von Oranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestant. Religion, und erhielt von mehren protestant. Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolf in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann v. Ligne, Grafen v. Aremberg, der

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

selbst blieb; allein auch Adolf verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Juli 1568) besiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog v. Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen; vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Officiere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer auseinander; er selbst aber begab sich mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzoge von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die kathol. Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Caper gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeusen so nannte man jene Caper, bemächtigten sich schon 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Voorn, und eroberten alsdann auch Vlissingen. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde, und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehre Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Oranien. Dieser fiel jetzt, um seinem zu Bergen im

Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17 000 M. in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen die Thore öffneten; allein die franz. Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rhein zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn zur rechten Zeit, daß er seine Soldaten sammeln, und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland, auf die Dauer des Kriegs mit Spanien, die Souverainetät und Oberherrschaft welchem Beispiele Seeland, später auch Utrecht, Geldern und Overyssel folgten. Dieser Uebertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten noch einige Tage früher, ehe sie ihren Abfall von Spanien bekannt machten (24. Juli), dem Prinzen, als ihrem Souverain, und schwuren ihm Gehorsam und Treue. Diese Oberherrschaft war indeß nur persönlich. Darum ward 1582 auch noch der Uebertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit zugleich der Besitz der gräfl. Domainen verknüpft war, von den Staaten beschlossen und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten sich ihm als ihrer gesetzlichen Obrigkeit verpflichteten. Der edle Oranien verdiente dieses Vertrauen und diese Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon 1573 hatte er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Vliessingen betrieben. Diese Flotte blieb fortwährend den Spaniern überlegen, sodaß man wol sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehre Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die

Grausamkeit, mit der er die Einw. behandelte, machte die übrigen nur um so entschlossener zur Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Oranien Gertruydenburg und Middelburg, die Hauptst. von Seeland, nachdem die Meergeusen die span. Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zunniga und Requesens dem Herzog v. Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der mooker Heide (14. Apr. 1574) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leyden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Darauf starb Zunniga. Die span. Soldaten aber verübten zu Antwerpen u. a. O. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtl. niederl. Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Und als der neue Statthalter, Johann von Oesterreich, ein natürlicher Bruder des Königs, das ihnen bewilligte Friedensedict von 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehre Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Oesterreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gembloux (31. Jan. 1578) aufs neue in den sogen. wallonischen Provinzen, welche eifrig katholisch waren, die Oberhand. Der nach dem unvermutheten Tode Johanns von dem König ernannte neue Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden,

oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriedenen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgeneigten Großen wieder in das span. Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwischen den 7 nördl. Provinzen durch die Union zu Utrecht (23. Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republik der Verein. Niederlande (s. d.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Köln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, Herzog Franz v. Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem Könige Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien »als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Kain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederl. Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft« für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250,000 Thlrn. auf seinen Kopf gesetzt. Ueberdies sollten Dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen sein und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Die Stände gaben deshalb ihrem Statthalter eine Leibwache, und der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter Anderm Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Unterdessen eroberte der Herzog v. Parma mehre Festungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog v. Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf ward der franz. Prinz zum Herzog v. Brabant ausgerufen (März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz v. Oranien den herzogl. Hut aufsetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geschah in Antwerpen, wo

bald nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jaureguy, schoß nach ihm mit der Pistole, sodaß die Kugel unter dem rechten Ohre hinein- und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausschlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieser Mordthat schrieb. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte ebenso eifrig für seine endliche Wiederherstellung. Man zog noch einen Spanier, Nic. Salzedo, und einen Italiener, Franc. Baza, ein, welche vom Herzoge v. Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog v. Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; beide wurden überführt, jener in Paris von 4 Pferden zerrissen, dieser tödtete sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete den Herzog v. Anjou nach der unumschränkten Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Franzosen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen v. Oranien, dessen Ansehen ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger vereitelt, sodaß er beschämt nach Frankreich zurückkehrte (3. Jan. 1583), wo er das Jahr darauf starb. Indeß hatte auch der Prinz v. Oranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe und tadelten seine vierte Vermählung mit Ludovica v. Coligny. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab sich daher nach Delft, wo ihm seine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der 1647 starb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Tod. Ein Burgunder, Balthasar Gerard, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er

des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienste beiwohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihm sein Vertrauen schenkte. Als nun Oranien am 10. Juli 1584 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel aufgestanden war, um in ein anderes Zimmer zu gehen, erschoß ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit 3 Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben seiner Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit dem Ausruf: „Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple!“ Sein Mörder war nicht älter als 22 J. Der Wahnsinn, durch solche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu diesem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinn und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhöre hatte er bekannt, daß ein Franciscaner von Tournai und ein Jesuit von Trier ihn durch das Versprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf hätte er sein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieser ihn an den Staatsrath d'Assonville gewiesen, um das Nöthige zu verabreden. — W. starb 52 J. alt in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohlgebildet, hatte kastanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig, was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; Alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenigen. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach,

das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König von England, Ludwigs XIV. größter Gegner, durch die von ihm in die europ. Staatskunst eingeführte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Oranien, 1650 geb. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Karls I. Der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jakobs Heer, und ein zweiter, den sein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, sowie die Milde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marschall v. Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und Märsche den Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreißen. Er nahm sogar, im Angesicht des stärkern feindlichen Heeres, Namur 1693. Endlich mußte ihn Ludwig, im Frieden zu Ryßwick 1697, als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein stehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landesverfassung unverträglich schien. Bald darauf wurde das Testament Karls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zu seinem Erben eingesetzt hatte, die Veranlassung, daß Wilhelm in der großen Allianz zu Haag (7. Sept. 1701) ganz Europa gegen Ludwig bewaffnete. Er wollte nämlich, zu Gunsten Oesterreichs und des politischen Gleichgewichts wegen, insonderheit auch, weil er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, die span. Monarchie getheilt wissen, und hatte sich deshalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in seiner Brust fühlte

und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick Alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jakobs II. Tode, dessen Sohn, Jakob III., als König von England ausrufen ließ, so ward es Wilhelm III. leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden beitrat, und die Ausrüstung von 40 000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mitten unter diesen Entwürfen aber brach Wilhelm (8. März 1702), zwischen Kensington und Hamptoncourt, bei einem Falle mit dem Pferde, das Schlüsselbein, und starb an den Folgen jenes Unfalls (16. März) in einem Alter von 52 Jahren (seine Gemahlin, Maria, war schon 1695 kinderlos gestorben.). Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der 5 Provinzen; und die oranische Erbschaft wurde zwischen Preußen und Wilhelms nächstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten von Nassau-Dietz, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh. Wilh. Friso, von welchem der jetzige König der Niederlande abstammt, getheilt. — England dankt dem staatsklugen Wilhelm III. seine Nationalbank (1694), die Grundlage seines Credits, durch die Fundirung der Zinsen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten zu übertragenden Capitals, sowie seine Preßfreiheit (1694), und die Stiftung der neuen ostindischen Compagnie (1698); das Haus Hannover dankt ihm seine Erhebung auf den engl. Thron (durch die Acte vom 12. Juni 1701).

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geb. im Haag den 24. Aug. 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter (starb den 9. April 1806 zu Braunschweig), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm I.

von Oranien (s. d.). Seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, dankte er eine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande (1747), hatte die 4 Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zusammen an seine, die Dietzsche, Linie gebracht. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Louise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländ. Landmacht verdient. Da sein Vater die durch den Reichsdeputationsschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, Fulda, Korvey, Dortmund, Weingarten u. a. O. m., an ihn den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, so nahm er davon am Ende d. J. Besitz, und wohnte seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. 1806 erhielt er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieut., späterhin im Sept. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preuß. Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthlose Greis abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er sich bei seiner Gemahlin im Preußischen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, sowie den Kurfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig, seiner Länder für verlustig, und Fulda mußte schon den 27. Oct. dem franz. Kaiser huldigen; Korvey, Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg wurden 1807 dem Königreich Westfalen und Großherzogthum Berg einverleibt. Selbst die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domainen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur Baiern that dies nicht, und die andern rheinischen Bundesfürsten ver-

sprachen wenigstens den reinen Ueberschuß an den beraubten Fürsten auszahlen zu lassen. Dieser war unterdessen mit seiner Gemahlin u. Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichsel sich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur s. Gemahlin, die krank war, durfte daselbst wohnen. Er selbst mußte über die Oder zurück und begab sich nach Pillau. Im Frieden zu Tilsit ward seiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Besitz seiner Güter im Herzogthum Warschau. Er lebte auf's neue ganz den Wissenschaften und seiner Familie in Berlin, wo sein ältester Prinz in der Militairakademie erzogen wurde. Dieser ging dann nach England und diente 1808 mit Auszeichnung unter Wellington in Spanien. Im Kriege Frankreichs mit Oesterreich (1809) begab sich der Fürst mit seinem Jugendgefährten und steten Begleiter, Fagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Karl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdessen arbeiteten, besonders 1813 nach der Schlacht bei Leipzig, einflußreiche Männer (Hogendorp, v. d. Duyn, Limburg-Stirum, Hoop, Driel, Fonge u. A. m.) in Amsterdam, Haag, Rotterdam, Zwolle u. a. a. O. an der Wiederherstellung des Hauses Oranien. Wilhelm Friedrich befand sich damals in England, um mit der britischen Regierung Maßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Als nun die Sieger von Leipzig den Grenzen Hollands nahten, brach der Aufstand des Volks in Amsterdam aus (15. und 16. Nov.); und mitten unter franz. Kriegshaufen erklärte sich den 17. auch der Haag für den Prinzen. Auf die davon erhaltene Kunde schiffte sich der Fürst ein und landete den 29. Nov. bei Scheveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel im Haag den 30., und den 2. Dec. in Amsterdam, wo die Commissarien des provisorischen Gouvernements, Kemper und Scholten, am 1. Dec. die Proclamation: »Niederland ist frei!« und: »Wilhelm I., der souve-

raine Fürst dieses freien Landes!« ohne dazu von der Nation bevollmächtigt zu sein, erlassen hatten. Der Fürst willigte nur widerstrebend ein, und erklärte, daß eine Staatsverfassung die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürgen und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicher stellen müsse. Noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Lager standen. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beschleunigte die Bewaffnung des Volks und übertrug einer Commission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das den 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde u. d. N. Wilhelm I. zum König der Niederlande, Fürsten von Lüttich und Herzog von Luxemburg den 16. März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte seine treuen Stammländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das seit dem 22. Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte und das er im Mai zum Großherzogthum erhoben hatte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Festigkeit und freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Den 21. Juni 1816 trat er dem heil. Bunde bei. 1830 entstand, nach dem Beispiele der Pariser, auch in Brüssel eine Revolution, in deren Folge Belgien von Holland getrennt wurde und ein eigenes Königreich unter Leopold I. bildete. Hier gab er ein glänzendes Beispiel s. Charakterfestigkeit, indem er weder in die Abtretung Belgiens einwilligen, noch diesem neuen Staate die freie Schelde-Schifffahrt zugestehen wollte, was mehrjährige Debatten (1830 bis 33) zu London herbeiführte.

Wilhelm (Friedrich Georg Ludwig, von Nassau), Prinz von

Oranien, Kronprinz des Königreichs der Niederlande, geb. den 6. Dec. 1792. Schon früh dem Militair bestimmt, machte er s. ersten Feldzüge in der engl. Armee, dann trat er 1811 als Oberstlieutenant in span. Kriegsdienste. Durch Muth und Thätigkeit erwarb er sich die Achtung des Herzogs v. Wellington, dessen Adjutant er war. Ebenso viel Muth als militairische Einsicht bewies dieser Prinz in dem Treffen bei Quatre-Bras am 16. Juni, und in der Schlacht bei Waterloo am 18. Dann begab er sich zu den Verbündeten in Paris. Hier kam s. Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Wales in Vorschlag. Aber er vermählte sich in Petersburg 1816 mit der Schwester des Kaisers Alexander. Er studirte seit 1814 auf der Hochschule zu Leyden und zeichnete sich als Befehlshaber in dem Feldzuge 1815 aus.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Gesetzgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche auf derselben von 1066 — 1154 herrschte, war der uneheliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den dieser mit einem Landmädchen, Arlotte, 1016 zeugte. Die Liebe zu dieser bewog den Herzog, der 2 erwachsene Söhne hatte, Jenem sterbend sein Land zu überlassen, und ihm, da Wilhelm erst 9 J. alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebst einigen großen Vasallen Frankreichs, vorzusetzen. Da indessen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so fehlte nur wenig, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich über den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm dies zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelm, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten

Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von England, ein naher Verwandter Wilhelms und durch ihn auf dem Throne erhalten, von dem ihn die Dänen hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilhelm die Thronfolge zugesichert, da er ohne Kinder war; allein nach s. Tode setzte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold, auf, der sie nur für Wilhelm in Besitz zu nehmen eidlich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich Anstalten, diese Untreue zu rächen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer aus, sondern verband sich auch mit dem Beherrscher von Norwegen und erbot sich gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber Wilhelm setzte über den Canal und rückte sogleich bis nach dem Städtchen Hastings vor, wo er in einem verschanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in Nichts auflösten. Die Waffen mußten entscheiden, und es kam zu der Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, welchen ein Pfeil ins Auge traf. 2 seiner Brüder sanken an seiner Seite. England unterwarf sich, und zum Weihnachtsfeste ward Wilhelm bereits in London gekrönt. Die strengsten Maßregeln auf der einen, Gerechtigkeit auf der andern Seite sicherten ihm den Thron. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war und ein Vasall keine Eroberungen sich zueignen konnte, als insofern sie mit seinem Lehn Eins wurden, so entspann sich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwischen England und Frankreich, in Folge dessen das Letztere fortwährend behauptete, England sei ihm lehnspflichtig, und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast unter jedem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindschaft zwischen Engländern u. Franzosen schreibt sich aus jenen Ta-

gen her, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. W. starb während eines Krieges gegen Frankreich, 71 J. alt, 1087, und hatte er viel Abenteuer im Leben bestanden, so waren auch die nach s. Tode nicht gering. Denn alle Großen und Vasallen eilten von seinem Leichnam hinweg, alle Diener raubten im Palaste, was sie konnten, der Leichnam lag mehre Stunden verlassen nackt da, und als endlich der Erzbischof von Rouen denselben nach Caen bringen ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuersbrunst Alles auseinander; kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, in welcher man große Schätze zu finden wähnte.

Wilhelm, König von Würtemberg, geb. zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, am 17. Sept. 1781. Sein Vater war König Friedrich I. von Würtemberg, damals preuß. Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er zu Lüben in Garnison lag; seine Mutter die braunschweigische Prinzessin Auguste Karoline Friederike Louise. 1796 und 1799 mußte er mit der übrigen würtemb. Familie das Vaterland verlassen. Während der letzten Entfernung (1800) begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur östr. Armee unter dem Erzherzog Johann. Er focht die Schlacht von Hohenlinden mit und gab als Jüngling von 19 J. die ersten Beweise von jener Unerschrockenheit, welche man später an dem Manne bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein, und mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn zurückzubringen. Schon im Dec. 1797 hatte sein Vater die Regierung des Herzogthums angetreten und wollte nach seiner Art den Prinzen, auch als er bereits zum Jüngling herangewachsen war, in der frühern unbedingten Abhängigkeit erhalten. Da erkannte der Sohn, daß Einigkeit zwischen ihnen Beiden in solcher Lage unmöglich sein möchte; er beschloß, vom

Hofe sich zu entfernen, und trat 1803 eine Reise nach Wien, Frankreich, Italien an, die er mit einer ungewöhnlichen Anstrengung für seine weitere Ausbildung benutzte. 1806 kam er nach 3jähriger Abwesenheit ins Vaterland zurück, nachdem bereits sein Vater die Königswürde angenommen hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis 1812 mit wenigen Freunden in Stuttgart, indem er s. Zeit zwischen Lesen, Jagen, Genuß der Natur und eine ausgewählte Geselligkeit zweckmäßig theilte. Kaum wurde diese Lebensweise seit 1808 in Etwas geändert durch s. Verbindung mit der edeln Prinzessin Charlotte von Baiern (nunmehrigen Kaiserin von Oestreich); dieses Verhältniß dauerte 7 Jahre und löste sich 1815 durch Einverständniß Beider. Bereits in jener Zeit lastete die Regierung des Königs Friedrich in mancher Hinsicht schwer auf Würtemberg. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen aller Würtemberger in stiller Sehnsucht auf den Kronprinzen; er war, wie wenige Fürsten vor dem Antritt ihrer Regierung, die Freude und die Hoffnung seines Vaterlandes, obgleich er sich nach pflichtmäßiger Ueberzeugung von jeder Einmischung in die Staatsgeschäfte entfernt hielt, einzig und allein darauf beschränkt, den traurigen Zustand der Dinge mit eigenen Augen und an der Quelle selbst kennen zu lernen. Als 1812 der Heereszug gegen Rußland begann, brachen auch 15000 Würtemberger dahin auf, und der Kronprinz stellte, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich an ihre Spitze. Leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs durch fortgesetztes Fernbleiben immer mehr der Abneigung gegen das Napoleonische Gewaltsystem verdächtig geworden wäre. Bald nach dem Einrücken ins russ. Gebiet befiel aber den Prinzen eine gefährliche Krankheit; er mußte in Wilna zurückbleiben. Beängstigende Nachrichten von dem Zustande seiner Gesundheit verbrei-

teten sich im Vaterlande. Unbeschreiblich war die Freude bei der Nachricht seiner Heimkehr. Am Ende 1813 erhob er sich, dem Drange seines Herzens folgend, mit seiner ganzen Kraft gegen die jenseitige Gewaltherrschaft. Auch sein Vater war endlich nach der Katastrophe bei Leipzig den verbündeten Mächten beigetreten. Ihr Wille bestimmte dem Sohne die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeresmasse, welche sich mit dem kommenden Jahre nach Frankreich werfen sollte. Sie bestand aus dem sehr zahlreichen würtemb. Contingent und mehren östr. und russ. Regimentern. Welch ein ausgezeichnetes Feldherrntalent der Kronprinz entwickelte, welche Verdienste er sich um die Sache der europäischen Freiheit erwarb, weiß die Mitwelt zu schätzen und auch die Zukunft wird diesen Ruhm nicht schmälern. Vorzüglich wirkte der Held mit zu der blutigen Entscheidung bei Epinay, Brienne, Sens, und auch unter den gefährlichsten Verhältnissen hielt er bei Monereau, den Rückzug der Verbündeten deckend, mit seinen begeisterten Schaaren den fünffach überlegenen Feind unter Napoleon den ganzen Tag auf. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen ein unwiderstehlicher Aufruf. Schneller ging der zweite Feldzug nach Frankreich 1815 vorüber, wobei er wieder einen bedeutenden Heerhaufen anführte. Sein kräftiges Zurückwerfen des Gen. Rapp nach Strasburg gehörte, ungeachtet der unerwarteten Hindernisse bei Schusselweilersheim, unter die bedeutendern Waffenthaten. In diesen Tagen der allgemeinen Bewegung der Fürsten und Völker geschah es, daß er Katharina Paulowna (s. d.), die Großfürstin von Rußland, in dem Glanze ihrer seltenen Eigenschaften kennen und dadurch auch lieben lernte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich zu Paris und London, und zu Wien, wo die mächtigsten Herrscher für die Wiederherstellung des zerrissenen Europa sich die Hände boten, kam es zum Bundesschluß zweier Herzen, die sich gegen-

seitig verdienten. Unter den Augen eines theilnehmenden Volks verlebte der Fürst mit seiner Gemahlin in musterhafter Einfachheit ungetrübte, aber leider nur kurze Tage des Glücks; denn nachdem die allgemein verehrte, hohe Frau dem Lande 2 Töchter gegeben hatte, versetzte sie dasselbe durch ihren Tod (9. Jan. 1819) in tiefe Betrübniß. — Bald nach seiner zweiten Vermählung riefen ihn Regentenpflichten in eine höhere Stellung, wo es zu allen Zeiten schwer ist, die vorher gemachten Erfahrungen anzuwenden, noch schwerer, auch fernerhin aus der umwölkten Höhe herab das Wahre zu sehen und der guten Vorsätze Kraft zu bewähren. König Friedrich starb unerwartet schnell am 30. Oct. 1816; Wilhelm sah nicht den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung, zu einer Zeit, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnete der erklärte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks gewissenhaft zu befördern. Das Wichtigste war, das vereinte Land durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die unserer Zeit und den besondern Verhältnissen Würtembergs angemessen entsprechend wäre. Vornehmlich von dem Freih. v. Wangenheim, damals Staatsminister, der schon vorher durch s. »Idee der Staatsverfassung« sich zur Leitung der Verhandlungen mit den wiedereinberufenen Ständen den Weg gebahnt hatte, ward auf des Königs Befehl ein schon unter seinem Vater begonnener Verfassungsentwurf mit einigen nähern, dem Volke günstigern Bestimmungen vollendet. Mit dem 13. Juli 1819 berief der König aufs neue die Stände, und am 24. sagte er öffentlich, daß es der schönste Tag seines Regentenlebens sein werde, den Verfassungsvertrag, worüber verhandelt würde, zu unterzeichnen. Mit sichtbarer eigner Rührung sprach der König den 24. Juni zu einer zahlreichen Deputation aus der Ständeversammlung davon, daß er »in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg, den keine andre deutsche

Regierung vor ihm betreten wählte, den Weg, durch eine beiderseitig zu berathende, freie Uebereinkunft das Grundverfassungsgesetz als Vertrag, als Ausdruck beiderseitiger Ueberzeugung und Einwilligung einzuleiten. Man muß anerkennen, daß die gemeinschaftliche Commission den Verfassungsentwurf von 1817 mit tiefeindringender Anstrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichst kurzer Zeit vielfach berichtigte. Seit dem 26. Juli war sie in voller Thätigkeit. Am 15. April 1820 vermählte sich der König zum dritten Male mit Paulinen, der Tochter seines verstorbenen Oheims, des Herzogs Ludwig von Würtemberg. Die Geburt eines Kronprinzen am 6. März 1823 war für das ganze Land ein frohes Ereigniß. — Der König unternahm in den letzten Jahren vielfache Reisen, u. a. in die Seebäder von Pisa, Livorno und Ostende.

Wilhelmsbad, Bade- und Vergnügungsort in der kurhessischen Grafschaft Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau entfernt.

Wilhelmshöhe, früher Weißenstein, während der westfälischen Zwischenzeit Napoleonshöhe genannt, ein kurfürstl. hessisches, eine Stunde von Kassel entferntes Lustschloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Kurfürsten. Natur und Kunst scheinen hier gleichsam gewetteifert zu haben, ein irdisches Paradies zu schaffen, und mit Recht werden seine Anlagen zu den merkwürdigsten in Europa gezählt. Eine Lindenallee, der es jedoch an guten Fußwegen fehlt, führt zwischen Häusern und Gärten von Kassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen; diese erheben sich allmählig bis zum Gipfel des habichtswalder Gebirges, und gewähren entzückende Aussichten in das weite reizende Thal, in dessen Mitte die Residenz liegt, und welches sich über das Ufer der Fulda hin bis zum Soergebirge erstreckt. Die Hauptsehenswürdigkeiten dieses Lustortes sind: 1) das kurfürstliche

Schloß, von dem letztverst. Kurfürsten durch den 1825 verst. Oberbaudirector Jussow im altrömischen Styl erbaut, und aus einem Hauptgebäude und 2 durch bedeckte Galerien mit demselben zusammenhängenden Flügel-Pavillons bestehend. Das Hauptgebäude ist 266 F. lang, 65 F. tief und einige 80 F. hoch. 6 freistehende Säulen ionischer Ordnung, welche 47 F. in der Höhe und $5\frac{1}{2}$ F. im Durchmesser enthalten, tragen den Fronton, in dessen Mitte eine runde 48 F. hohe Kuppel hervorragt. Jeder der beiden Pavillons ist 175 F. lang, 60 F. breit und 65 F. hoch; auf beiden Seiten sind 8 Säulen ionischer Ordnung angebracht. 2) Die große Fontaine, eine Wassersäule, welche, mehr von der Natur als Kunst begünstigt, aus einem kleinen Steinhügel in der Mitte eines großen Teiches emporsteigt und bei gewöhnlichem Wasseranlaß die Höhe von 140, bei vollem Gebrauche des Wasservorraths aber 190 F. erreicht, bevor sie, in einen Staubregen verwandelt, auf den Spiegel des Bassins herabsinkt; im Durchmesser enthält dieselbe 9 Zoll. 3) Der große Wasserfall oder Aquäduct, die in altrömischem Styl aufgeführte Ruine einer über 14 weitgespreißte Bogen angelegten Wasserleitung. Der Wasserzufluß (für jede Stunde 2800 Ohme) wird aus einem dahinter befindlichen Behälter in die breiten Kandeln geführt, strömt mit Schnelle und Heftigkeit durch dieselben, und stürzt sich zuletzt eine Höhe von 104 F., 18 F. breit und 1 F. im Durchmesser, auf eine malerisch geordnete Felsengruppe herab. 4) Die Teufelsbrücke, welche über einen von einem Felsen herabkommenden Wassersturz von fast gleicher Höhe, aber größerer Breite als der Aquäduct, führt. 5) Der sogen. Steinhöfer'sche Wasserfall, ein romantischer Waldwassersturz, welchen der Aufseher der hiesigen Wasserleitungen, Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen stürzt sich hier das Wasser über mächtige Stein-

klumpen und Felsstücke, welche von der Natur selbst auf einander gethürmt zu sein scheinen, in den Abgrund hinab. 6) Die Löwenburg, die künstliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gothischen Fenstern man eine der entzückendsten Aussichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Rittersaal, die Capelle und die Rüstkammer besonders merkwürdig, sind im Geschmack der Ritterzeit angelegt und möblirt. 7) Das chinesische Dorf Möulang, wo vorzüglich ein unter der westfälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hierher verlegter Pavillon sehenswerth ist, dessen aus buntgefärbtem Glase verfertigte Flügelfenster eine täuschende Wirkung hervorbringen. 8) Der Karlsberg mit seinen Cascaden, gewöhnlich der Winterkasten genannt. Diese ihrer Art nach in Europa einzige Anlage wurde vom Landgrafen Karl 1701 unter der Leitung des ital. Baumeisters Giov. Franc. Guernieri begonnen und 1714 vollendet. Der erste Gegenstand, welcher hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte Neptun's; sie hält 30 F. im Durchmesser, ist 20 F. hoch und besteht aus 3 Bogen. Vor der Grotte ist ein rundes, 220 F. im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Cascaden angelassen sind, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich darüber fängt die Cascade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. F. lang und 40 F. breit. In Zwischenräumen von 150 zu 150 F. sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 842 Stufen hat, bis an das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Octogon genannt; dasselbe besteht aus 3 über einander gethürmten Bogengewölben und hat 284 F. im Durchmesser. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesenbassin, welches 150 F. im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern ragen

aus dem Felsen hervor, und der Mund dieses Kolosses, welcher 7 F. lang ist, speit einen Wasserstrahl 55 F. in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins ist eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun steht, welche, so lange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Außerdem stürzt in das Riesenbassin über einen 77 F. hohen Felsen ein Wasserfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem Bassin ist die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derselben sitzt der einäugige Riese und bläst auf einer Hirtenflöte mit 7 Pfeifen 7 verschiedene Stücke. Vor dieser Grotte ist das Artischockenbassin, welches seinen Namen einer steinernen Artischocke von ungeheurer Größe verdankt aus deren Blättern 12 Fontainen in Bogen springen, wovon die mittelste in einer geraden Höhe von 40 F. emporsteigt. 4 Haupteingänge führen zum Erdgeschoß des Riesenschlosses; von diesem Erdgeschosse, welches ein großes Kreuzgewölbe ist, gelangt man auf 4 von außen hinaufführenden Treppen zum ersten Umgang, und ebenso zum zweiten, in welchem verschiedene Zimmer zur Wohnung eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 gekuppelten toscanischen 48 F. hohen Säulen gestützt. Durch die von diesen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Tonnengewölbe um das Octogon, in welches man auf einer Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plateform steigt, die sich über das ganze Gebäude erstreckt und mit einer massiven Brustlehne umgeben ist. Auf dieser Plateform nach der Seite der Cascaden hin, ragt, aus großen Quaderstücken errichtet, die Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahr erfordert hat, und erst 1714 vollendet ward; sie ist viereckig, 96 F. hoch und hat im Innern 5 Kreuzgewölbe übereinander. Zu ihren 4 Umgängen gelangt man mittelst einer um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe. Oben auf dieser Pyramide steht auf einem 11 F.

hohen Piedestal die kolossale Statue des Farnese'schen Hercules, in der umliegenden Gegend der große Christoph genannt, und krönt die Spitze des ganzen bewundernswürdigen Gebäudes. 3 Jahre nachher, als Guernieri den Bau vollendet hatte (1717), wurde sie an ihrem jetzigen Platze aufgestellt; sie ist aus Kupfer getrieben und 31 F. hoch. Das Piedestal und die Bildsäule selbst sind hohl und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf der Koloß seinen kräftigen Arm stützt, steigen; in dieser Keule haben 12 erwachsene Personen Raum; und es ist darin eine Thür angebracht, deren Oeffnung theils die außerdem hier herrschende finstere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils dazu dient, die unbeschränkteste Aussicht bis zum Inselsberg bei Gotha und bis zum Brocken hin zu gewähren.

Wilken (Friedrich), Dr. der Theologie, königl. preuß. Historiograph, Oberbibliothekar und Professor an der Universität zu Berlin, großherzogl. badischer Hofrath, wurde am 23. Mai 1777 zu Ratzeburg geb. 1795 bezog er die Universität Göttingen. 1805 folgte er dem Rufe als außerordentl. Prof. der Geschichte an der damals neugegründeten Universität Heidelberg, wurde 1807 ordentl. Prof. und 1808 Director der dortigen Universitätsbibliothek, welche er das Glück hatte, in wenigen Jahren bedeutend vermehrt zu sehen. Die 1815 stattfindende allgemeine Zurückforderung der von den Franzosen geraubten Schätze der Wissenschaft und Kunst erweckte in ihm den kühnen Gedanken, die im dreißigjährigen Kriege von den Baiern geplünderte und dem Papst Urban VIII. geschenkte Palatinische Bibliothek ebenfalls für die Universität Heidelberg zurückzufordern. 1813 ernannte ihn das franz. Institut zum Correspondenten. Im Nov. 1815 ernannte ihn der Großherzog von Baden zum Hofrath. 1817 folgte er dem ehrenvollen Rufe als k. preuß. Oberbibliothekar und Prof. an der Universität zu Berlin, wurde 1819 ordentl. Mitglied der dortigen Aka-

demie der Wissenschaften, dann Historiograph des preuß. Staats, Prof. an der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin und Rath im k. preuß. Obercensurcollegium. Unter seinen Schriften, von denen die meisten die persische Sprache und die Geschichte des Orients zum Gegenstande haben, nennen wir sein Hauptwerk: »Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten« (7 Bände, Leipz. 1807 — 32).

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeister der Stadt London, ein Mann, der zu seiner Zeit auch im Auslande großes Aufsehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der engl. Freiheit vergöttert, von den Ministern aufs heftigste verfolgt wurde, und durch sein Beispiel auch auf das gegenwärtige Zeitalter, das jenem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortdauernd gewirkt hat. W., der Sohn eines reichen Branntweinbrenners zu London, war 1727 geb. und starb 1797.

Willamov (Johann Gottlieb), Dithyrambendichter, geb. den 15. Jan. 1736 zu Mohrungen in Preußen, wurde 1758 Professor in Thorn. Er starb den 21. Mai 1777.

Wille. Der Wille bezeichnet die Selbstthätigkeit des Strebens und der Einwirkung in der Sinnenwelt. Die Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin, daß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel strebt, mithin eine Wahl hier eintritt, von welcher die Thätigkeit den Namen hat. Der Wille ist sonach das nach Zweck bestimmte Bestreben; es ist die Kraft, seine Thätigkeit zur Verwirklichung eines Vorgestellten mit Bewußtsein zu bestimmen.

Ende des vierundsechzigsten Bändchens.